

Wilhelm Seydricht

**Vier Wochen
Wanderfahrt
auf dem Zweirade**



A 95 - 03132

Frisch auf = Fahrräder

für Wanderfahrer und Wanderfahrerinnen
Eigene Fabrikation

Tretlager mit konzentrischen Kugellaufingen

Fahrradhaus Frisch auf

Fabrik und Hauptgeschäft in Offenbach-M.

Filialen:

Berlin-Moabit - Breslau - Dresden - Erfurt - Frankfurt-M. - Kiel - Leipzig - Nürnberg - Offenbach-M. - Saalfeld - Magdeburg-Mittstadt - Magdeburg-Buckau - Magdeburg-Sudenburg - Burg - Stafffurt - Stendal

Arbeiterradfahrer =

Marsch = Musik

für Ortsgruppen = Kapellen.

Marsch-Album für vier-tönige Radfahrerchören

Komponiert von F. Emil Schubert

Heft 1: 1. und 2. Melodie; Heft 2: Begleitung und Baß.

Nr. 1 Frisch auf — Nr. 2 Radlers Wanderfahrt — Nr. 3 Bundes-
Fahrttag — Nr. 4 Freie Radler — Nr. 5 Jung-Radler — Nr. 6
Banner Solidarität — Nr. 7 Werbefahrt — Nr. 8 Freie Radel-
Madel — Nr. 9 Hoch Solidarität — Nr. 10 Wanderfahrer —
Nr. 11 Hoch die Reigenfahrer.

Bestellungen an die Bundesgeschäftsstelle.

Frisch auf = Lied

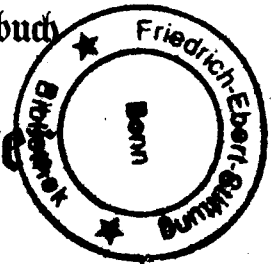
Das im Bundes-Liederbuche abgedruckte Lied ist in Musik gesetzt
und in verschiedenen Arrangements erschienen für: 1. Männer-
chor, 2. Orchester (Streich- und Blasmusik), 3. Bandonion und
Concertina, 4. Zither, 5. Mandoline und Gitarre.

Bestellungen an F. Emil Schubert, Komponist, Callenberg bei
Waldenburg i. Sa.

Vier Wochen auf dem Zweirade

Ein Leitbuch und Begleitbuch
für

Wanderfahre



Von Wilhelm Seydich



A 95 - 03132

Rad- und Kraftfahrerbund
„Solidarität“ e.V.
6050 OFFENBACH (MAIN)
Fritz-Remy-Strasse 13

1926

Verlag: URB. Solidarität, Offenbach a. M.

Inhalt

	Seite
Ein Vorwort zur Reklame	5
Vom Wandern überhaupt	7
Von meiner Wanderfahrt im besondern	15
Vom Main zur Donau	23
Bummelfahrt durch den Hegau	36
Glocken im Allgäu	46
Als wir jüngst in Regensburg waren	58
Von Wirtshäusern und ihren Gästen	68
Mutter Landstraße und ihre Kinder	77
Ausklang	86

Ein Wortwort zur Reklame.

Dieses Buch soll keine Reisebeschreibung im üblichen Sinne sein, sondern eine Werbung!

Es soll werben für eine Art des Reisens, die — einstmals sportmäßig gepflegt — seit vielen Jahren fast ganz in Vergessenheit geraten ist: Die Wanderfahrt auf dem Zweirade!

Vor zwei Jahrzehnten noch war der deutsche Wanderfahrer nicht nur auf den deutschen Landstraßen, sondern auch im Auslande fast alltägliche Erscheinung. Das Ausland ist ihm durch den Krieg verschlossen worden, aber auch in unserm Vaterlande will er sich nicht mehr recht hervormagen. Als ich im Sommer d. Js. 1925 vor meinem Wohnsitz Dresden aus eine vierwöchige Wanderfahrt nach Süddeutschland unternahm, wurde ich angestaunt wie ein Meerwunder. Man wollte sich nicht gleich in den Gedanken finden, daß man eine solche Reise unter völliger Ausschaltung der Eisenbahn auf dem leichten Zweirade bewältigen könnte. Es fand selbst unter meinen Sportskollegen niemand, der mich begleiten wollte, weil — wie sie sagten — die Ferien zum „Ausruhen“ da wären, nicht zum „Abstrapazieren“.

Obwohl ich nicht mehr der Jüngste bin und auf eine solche 1500 Kilometer lange Tour durchaus nicht sportgerecht trainiert war, kam ich aber weder schiffbrüchig, noch abstrapaziert wieder zu Hause an, sondern frisch und gestählt, in einem Zustande beneidenswerter Gesundheit. Ich hatte ein herrliches Stück Welt durchstreift und in der kurzen Zeit mehr gesehen, als man sonst auf einer der üblichen Erholungsreisen zu sehen bekommt. Ich hatte ferner — und das ist in dieser üblen Zeit nicht das Unwichtigste — noch nicht die Hälfte dessen ausgegeben, was man sonst für eine der üblichen Sommerreisen gebraucht. Ja, diese Wanderfahrt hat mich sogar weniger gekostet, als ich für das alltägliche Leben daheim hätte aufwenden müssen!

Wie ich das fertiggebracht habe, will ich in diesem Büchlein schildern. Was ich gesehen und erlebt habe, soll für andere unternehmungslustige Radler ein Anreiz sein, es mir nachzutun!

Die Wanderfahrt auf dem Zweirade ist die schönste und einfachste Art zu reisen, — nicht nur für jene, die mit dem Gelde sparen müssen, sondern auch für jene, die unser schönes, deutsches Vaterland nicht nur „bereisen“, sondern auch erleben wollen. Denn ein Erlebnis wurde mir die Fahrt, wie keine Reise mit der Bahn zuvor.

Aus diesem Grunde will ich für das Zweirad werben, wie einstmals dafür geworben worden ist, als es noch nicht so weit verbreitet war als heute. Das ist nötig, obwohl das Rad im Verkehr zwischen Haus und Arbeitsstätte fast unentbehrlich geworden ist. Daß es aber auch uns bis an die fernsten Grenzen unserer Heimat und weiter hinaus tragen kann, ist unbegreiflicher Weise fast in Vergessenheit geraten. Ist es nicht ein Nonsens, wenn man folgendes bedenkt: Vor dreißig Jahren, als das Zweirad erst im Kommen war, traf man Scharen von Wanderfahrern auf den Landstraßen an. Jetzt, wo Millionen im Besitze eines Rades sind, fast niemanden!

Ich habe während der vier Wochen meiner Wanderfahrt durch die schönsten Gegenden Deutschlands noch keine zwei Duzend Wanderfahrer gleich mir getroffen! — Das muß und soll wieder anders werden!

Um jene jungen und älteren Radfahrer wieder in die Welt hinauszulocken, auf die „weite Fahrt“, um ihnen einmal vor Augen zu führen, was eine Wanderfahrt auf dem Rade eigentlich ist, was sie bietet, wie frisch und fröhlich, wie abwechselnd und genussreich, wie trotz der eingebildeten Strapazen bequem und — billig sie sein kann, — zu diesem Zwecke ist dies Buch geschrieben.

Es braucht vielleicht nur eines kleinen Anstoßes, um die Lust an der weiten Wanderfahrt wieder zu erwecken. Ich will versuchen, diesen Anstoß zu geben, und bin gewiß, daß aus jedem neuen Duzend Wanderfahrer zwölf neue Werber für diesen schönen, gesunden und genussreichen Sport entstehen. Darum will ich erzählen und locken wie ein Rattensänger, denn diese Erde ist herrlich wie zuvor! Es braucht nur etwas Unternehmungsgeist, um dieser Herrlichkeit teilhaftig zu werden — auf dem Zweirad!

Dresden, im Februar 1926.

Wilhelm Seydrieh.

Vom Wandern überhaupt.

Unter den vielen verschiedenen Arten des Reisens gibt es streng genommen nur zwei, die dem Sinne des Wortes vollkommen gerecht werden: die Fußwanderung und die Wanderfahrt auf dem Zweirade! — Eisenbahn, Auto, Motorrad, alles sehr schön, aber hat alles seinen Haken. Auto und Motorrad kommen ja überhaupt nur für den Begüterten in Betracht, der die hohen Kosten für die Anschaffung und den Betrieb anwenden kann. In der Eisenbahn aber soll der Reisende, wie ich ihn haben will, nichts als ein Mittel sehen, ihn schnell und billig in sein engeres Reise- oder Wandergebiet zu befördern. Wer reist, um ein Land, — nicht nur seine Städte und seine doppelt besten Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen, der wird wohl oder übel, sei es auch nur hier und da, die Eisenbahn verlassen müssen, um in gemächlicher Wanderung die Schönheit der Welt zu erobern.

Selbst wenn ich sämtliche Bahnstrecken, sagen wir, der Schweiz abgefahren habe, selbst, wenn ich sämtliche Autobuslinien durchraffelt habe, so weiß ich von der wirklichen Schweiz, der Einheit des Landes und seiner Bewohner, erst sehr wenig. Was ich sah, zog zu schnell vorüber, um bleibende und charakteristische Eindrücke zu hinterlassen. Es war nichts anderes als nur das äußere Bild, von dessen pulsierendem Leben ich aber so gut wie nichts erfahren habe. Dieselbe Zeit auf eine Wanderung verwandt, zeigt mir vielleicht nur einen kleinen Landesteil, aber dieses Wenige sehe ich intensiv, sehe es in allen seinen Einzelzügen, genieße es mit allen meinen Sinnen und gewinne es mir als mein unvergängliches Eigentum.

Darüber ist schon soviel geschrieben worden, und jeder Reisende weiß es aus eigener Erfahrung, daß man sich die Wiederholung sparen kann. Ich habe ja auch keineswegs die Absicht, philosophische Betrachtungen über Sinn und Zweck des Reisens anzustellen, sondern ich will lediglich einiges aus der — darf man es so nennen? — Praxis des geruhigen Reisens erzählen, — einiges, das vielleicht anregend wirkt auf Leute, die sich unter dem Begriff des Reisens eine Sache vorstellen, die eine Art kostspieliger Luxus ist und nur bemittelten Leuten zugänglich. Das sind jene immer noch allzuvielen, die da meinen, daß eine Erholung nur im körperlichen Ausruhen besteht, daß eine Erholungsreise also keine Anstrengungen fordern darf. Diese Art

Erholungsreisen kosten allerdings Geld, mehr Geld, als die Mehrzahl aufbringen kann.

Als ich im Sommer 1925 meinen Plan zu einer Wanderfahrt auf dem Zweirade einigen Freunden mitteilte, die noch dazu gleichfalls Radspartler, wenn auch keine Wanderfahrer waren, begegnete ich daher den üblichen Vorurteilen.

„1500 Kilometer in vier Wochen? Nein, das ist nichts. Dabei macht man sich kaputt!“

Andere sagten: „Nein. Tag für Tag auf der Landstraße liegen und sein Pensum heruntertrampeln, das ist langweilig! Felder sind Felder, Wälder sind Wälder, und ein Dorf sieht schließlich wie das andere aus.“

Die meisten aber kamen merkwürdigerweise mit folgendem Einwand: „Die Sache ist zu gefährlich! Wir haben keine Lust, uns auf der einsamen Landstraße anfallen und ausplündern zu lassen!“

Dieser und anderer Art waren die Einwendungen, die ich zu hören bekam, als ich Kameraden zu werben versuchte. Es waren nur wenige, die der Sache an sich geneigt waren und mitgemacht hätten, wenn nicht auch sie im letzten Augenblick Abhaltungen gehabt hätten. Es war wie vielfach. Das Planen war sehr schön, aber an der Ausführung haperte es. Und so habe ich denn auch unterwegs nur sehr wenige angetroffen, die ihr Zweirad nicht nur als ein billiges Verkehrsmittel zwischen Haus und Arbeitsstätte oder für kleinere Ausflüge betrachteten, sondern sich ihm auch für große, wochenlange Touren anvertrauten.

In der Tat, es ist bedauerlich, daß das Wandern mit dem Zweirade fast gänzlich aus der Mode gekommen ist oder wenigstens nicht so gepflegt wird, wie es sein sollte. Noch vor zwanzig Jahren, als ich als blutjunges Kerlchen meine ersten Touren unternahm, war der Wanderfahrer eine häufige Erscheinung auf den deutschen Landstraßen. Da traf man noch Leute, die auf dem Rade die Alpen überquerten und bis nach Südtalien hinabrollten. Ich kannte einen älteren Herrn, der Jahr für Jahr auf seinem Stahlroß abhauste und auf diese Art halb Europa durchstreift hatte. Ich selbst habe bereits als Schüler größere Wanderfahrten unternommen, an die See, rund um den Harz, durch Thüringen, den Rhein entlang. Wenn ich meine Heimat, Deutschland, so gut kenne, fast jeden Landesteil in seiner Besonderheit erfaßt habe, so danke ich es keineswegs der Eisenbahn, die mich im Fluge von Berlin nach Köln oder nach München trägt, sondern der leichten, federnden Maschine, die mich flink oder gemächlich, ganz wie es mir zu Sinn war, durch die deutschen Gaue getragen hat.

Das Motorrad ist eine sehr schöne Erfindung. Ich kann auf ihm mit der Eisenbahn ein Rettrennen veranstalten. Aber, was ziehe ich daraus für einen Vorteil? Vom Zwecke der Wanderfahrt, die Landschaft zu genießen, erreiche ich dabei nicht viel. Ich muß meine Aufmerksamkeit ständig auf den Weg und auf den Gang der Maschine konzentrieren. Fahre ich schnell, so sehe ich überhaupt nichts als die Straße vor. Ein Umschauen rechts und links kann mich, wenn es das Unglück will, meine gelunden Glieder kosten. Außerdem bin ich gar zu sehr vom Motor abhän-

gig. Was es heißt, mit Motorschaden auf der Straße liegen zu bleiben, habe ich an den fluchenden Motorfahrern gesehen, die aller Nasen lang anzutreffen waren.

Das Rad läßt mich im wesentlichen nie im Stich. Jeder Schaden ist schnell geheilt, und der schlimmste Zufall, ein Rahmen- oder Gabelbruch, kommt zu selten vor, als daß man ihn ernsthaft in Rechnung zu stellen brauchte. Ein gut gebautes und gut gehaltenes Rad ist unverwundlich. Das Rad, mit dem ich ohne weiteres meine große Wanderfahrt wagte, — Marke „Phänomen“ — war bereits zehn Jahre alt und hatte lange Zeit unbenutzt gestanden. Die Defekte, die ich unterwegs und auf teilweise schauerlichen Straßen erlitt, betrafen nur die Bereifung, und das sind Schäden, die sich nicht vermeiden lassen. Die alte Maschine hat Puffe und Stöße ausgehalten, die mich fast aus dem Sattel warfen. Auf einer Poststraße in Oberbayern — zwischen Ettal und Oberau — hatte ich die Maschine unachtsam an einen Baum gelehnt, sie kam ins Rutschen und kollerte den steilen Abhang hinab, daß ich dachte, es bliebe keine Stange ganz. — Nichts geschah als einige Kratzer auf der Emaillierung. Nie hat mich das Gefühl der Sicherheit verlassen, das einzig den Genuß einer schönen Wanderfahrt verbürgt, trotzdem ich mein altes Stahlroß doch nach Kräften strapazierte!

Ich habe keinen der Automobilisten und Motorfahrer beneidet, die staubbedeckt, mit gespensterhaften Brillen vor den Augen an mir vorüberjausten. Manch einen von ihnen aber habe ich in aller Gemütsruhe überholt, wenn ihm der Motor krank geworden war, oder sonst etwas nicht mehr funktionierte. Dann lobte ich mein bescheidenes Stahlroß doppelt und verlieh mich lieber auf meine eignen Kräfte als auf die Launen eines komplizierten Mechanismus. Und mit den eignen Kräften legte ich Entfernungen zurück, die mir in ihrer Summierung selbst imponierten.

Die Wanderfahrt auf dem Zweirade hat in jeder Hinsicht ihre nicht zu unterschätzenden Vorzüge. Sie ist billig, denn der Betrieb kostet fast nichts. Man kann sein knappes Reisegeld ausschließlich auf das eigne Wohlbefinden verwenden. Sie ist gesund, denn sie erhält den ganzen Körper in steter, gleichmäßiger Bewegung. Endlich gestattet das Zweirad, das Tempo ganz nach Belieben zu nehmen. In schöner Gegend kann man sich dem ruhigen Genuß der Landschaft hingeben, ohne durch die Aufmerksamkeit auf den Weg besonders abgelenkt zu werden. Weniger interessante Strecken kann man in flottem Tempo durchfliegen. Man bleibt ziemlich unabhängig von bestimmten Wegen, denn zur Not genügt ein schmaler Fußsteig, um vorwärts zu kommen und selbst die entlegensten Winkel aufzusuchen. Schließlich übt das Wandern eine unschätzbare moralische Wirkung aus!

Wir Stadtmenschen, die wir unser Leben fast ununterbrochen zwischen Haus und Bureau teilen, die wir elf Monate im Jahre fast jeden Tag unsere acht Stunden auf dem Kontorschemel abtun oder in der Werkstatt stehen, verlieren nur gar zu leicht das Bewußtsein unserer körperlichen Leistungsfähigkeit in anderer Hinsicht. Auf der Wanderfahrt, bei der Bewältigung

großer Strecken, merken wir plötzlich wieder, daß wir unserem Körper Leistungen abzwingen können, die wir bis dahin kaum für möglich gehalten haben.

Ich meine damit aber nicht etwa, daß wir 100 oder 150 Kilometer an einem Tage abreißen können und das nun als besondere Kraftleistung ansehen sollen. Derartige Uebertreibungen sind für den Wanderfahrer wertlos, für seinen Zweck sogar schädlich. Sie rächen sich in den folgenden Tagen unfehlbar durch stark verminderte Leistung. Ich persönlich war auf meiner Fahrt mit einem Tagesdurchschnitt von 50 bis 60 Kilometer vollauf zufrieden. Meine Genugtuung und mein körperlicher Gewinn aber bestanden darin, daß ich diese Tagesleistung wochenlang ohne Unterbrechung vollbringen konnte, ohne sie je als eine Anstrengung zu empfinden, ohne ein Nachlassen meiner Ausdauer zu bemerken. Im Gegenteil, das ständig wachsende Bewußtsein meiner Kraft gab mir eine fröhliche Selbstsicherheit, daß ich von dieser Erholungsreise, die letzten Endes doch eine nicht zu unterschätzende Arbeitsleistung darstellte, nicht körperlich ermüdet, sondern erfrischt, mit gestärktem Selbstbewußtsein und fröhlichem Kraftgefühl heimkehrte, wie ich es nach einem „Ausruhen“ in den Sommerferien, das eigentlich mehr ein Ausfaulenzen war, nie empfunden habe.

Nicht das Ausruhen, sondern der Wechsel der Betätigungsart bedingt also die Erholung, die Neubelebung der Kräfte für den täglichen Beruf. Wechsel der Tätigkeit, Wechsel der Luft, Wechsel der Umgebung sind das wesentlichste. Die Wanderfahrt auf dem Zweirade bietet das alles und noch unendlich viel mehr im reichsten Maße. Schade, daß diese Gelegenheit zur Zeit nicht mehr so ausgenützt wird, wie es zu wünschen ist. Hunderttausende haben ihre Räder zu Hause stehen und denken nicht daran, daß diese auch noch zu etwas anderem nütze sind, als ihre Besitzer nach dem Bureau oder der Fabrik oder Sonntags ins nächste Dorf zu tragen. Das sind jene Leute, die ich oben kurz gekennzeichnet habe. Sie können sich eine längere Reise ohne Eisenbahn nicht denken. Und wenn sie sie unternehmen, dann jagen sie per Dampf von Stadt zu Stadt, von Hotel zu Hotel, und sehen Gottes Herrlichkeit, die Welt, in ihren schönsten Teilen nur vom Coupéfenster aus.

Was erfahren sie von dem Lande, das sie auf diese Art durchfliegen?

Den Wanderfahrer — wie den Wanderer — führt sein Weg aber nicht nur in die Städte, in Kirchen und Museen, nicht nur an hervorragende Sehenswürdigkeiten der Landschaft, nicht nur in die Geheimnisse der Wälder, in die trauliche Heimlichkeit der Dörfer. Er tritt auch den Menschen nahe, die dieses Land bewohnen. Er begegnet dem Bauern bei der Arbeit, er sieht den Schmied in seiner Werkstatt, er sitzt abends im Dorfkrug mit Dorfleuten zusammen und erfährt von ihrem Leben, ihrem Fühlen und Denken, ihrem Verhältnis zu den Dingen draußen in der Welt und zu dem Boden, der sie hervorgebracht hat und ernährt. Ein endloses Wandelbild, von tausenderlei Gestalten bevölkert, zieht langsam an ihm vorüber. Aus kleinen Einzelzügen baut sich ein großes, umfassendes Gemälde auf, bis in die

kleinste Kleinigkeit lebendig. In diesem Gemälde aber spielt nicht nur die Landschaft eine Rolle, sondern alles, was in ihr lebt und sich bewegt. Mit andern Worten, die Landschaft, das Land wird zum Erlebnis mit Menschen und Dingen. Alles ergängt einander. Alles gehört zusammen.

Um dieses Erlebnisses teilhaftig zu werden, muß man natürlich offene Augen und empfangsfreudige Sinne, die Fähigkeit, vorurteilslos zu betrachten und zu verstehen, mit auf die Reise bringen. Das Sehen allein ist nur ein Teil des Gewinns, den wir von einer Reise haben wollen. Es ist ein Sammeln und Aufspeichern von tausend Eindrücken. Der eigentliche, unzerstörbare Gewinn aber erwächst erst aus dem Bearbeiten des Gesehenen.

Man sagt, das Schönste am Reisen sei die Vorfreude! Zugegeben! Aber noch schöner ist die Nachfreude, die Erinnerung! Wenn alle die kleinen Bilder sich zum übersichtlichen Ganzen ordnen, wenn der wahre Sinn des Gesehenen in lebendiger Gedankenarbeit langsam aufgeht, wenn man daheim im Rückerrinnern erkennt, warum das alles so anders, so eigenartig, so schön war, was man damals mit Auge und Ohr, Herz und Geist erfasst hat! Erst dann wird uns das Erlebnis der Reise zum eigensten Besitz!

Nennet mir heute einen Landschaftsnamen: den Hegau. Bislang stellte ich mir unter dem Hegau nichts anderes vor, als eine Gegend, die unten am Rhein lag zwischen Konstanz und Schaffhausen. Heute, da ich den Hegau mit meinem Rade durchstreift habe, ersteht sofort ein lebendiges Bild vor meinen Augen. Ich stehe oben auf der Höhe vor Stockach, blicke über das blühende Rheintal hinweg auf die dunklen, langgestreckten Waldberge Appenzels. Ich sehe das poetisch verklärte Massiv des Hohentwiel, die schimmernde Fläche des Untersees und am Horizonte die himmelhohen, schneeblühenden Gipfel der Schweiz. Ich schweife langsam durch einen blühenden Garten, sehe fröhliche Menschen, die eine drollige, gemüthliche Sprache sprechen, ich schmede auf meiner Zunge plötzlich den roten Meersburger Wein. Kurzum, ich sehe ein lebendiges Stück Welt beim Klange dieses einen kleinen Wortes!

Das aber kann kein Buch, keine Erzählung geben. Das kann auch kein Bild aus dem Eisenbahnzuge zwischen Singen und Konstanz vermitteln. Das gewinnt man eben nur, indem man gemächlich, bedachtsam, sehend, hörend und fühlend durch ein Stück Land gezogen ist. Nicht die Städte mit ihren kostbaren, alten Architekturen, ihren Kunstschätzen, geben das Bild eines Landes, — sie ergänzen es nur — sondern die Landschaft allein, der Zusammenklang von Natur und Leben. Jeder wandernde Handwerksbursche kennt das Land besser, als der moderne D-Zugreisende. Es ist ein Unterschied zwischen Reisen und Reizen, zwischen Sehen und Erleben, zwischen Kosten und Genießen, und dieser Unterschied ist das Entscheidende.

Obwohl ich nun aber eben erst gesagt habe, daß kein Buch dieses Erlebnis in seiner reinen Schönheit vermitteln kann, sehe ich mich dennoch hin und schreibe selbst ein Büchlein über dieses Erleben? — Nun, ich will es wenigstens versuchen und zwar zu einem ganz besonderen Zweck! Ich will nämlich den Ratten-

fänger spielen. Ich will werben! Ich will versuchen, Junge und Aeltere aufzustören, daß sie sich auf ihre Räder schwingen, den Rucksack auf dem Buckel, und gleich mir hinausradeln in die herrliche Welt, die uns in der Nähe und in weiterer Ferne umgibt. Sie sollen nicht meiner Fährte folgen, sondern dorthin ziehen, wo eine besondere Vorliebe sie hintreibt. Sie sollen sehen, mit wie wenig Geld man in die entferntesten Landesteile unserer schönen Heimat dringen kann, ohne die Eisenbahn zu brauchen, ohne teure Unterkunftsstätten zu benutzen. Und in diesem Bestreben will ich so heimtückisch verfahren, wie ein verschlagener Proselytenmacher, der einen lockenden Köder auslegt und mit seiner Absicht hinterherum kommt.

Ich will meinen Lesern schöne Landschaftsbilder, allerhand kleine Historien berichten, mehr aber noch lebendige Erlebnisse erzählen, fröhliche und ernste, wichtige und unwichtige, wie sie mir hier und dort begegnet sind. Das sollen die Lodemittel sein für jene, die Lust bekommen, es mir nachzutun. Mein Hauptzweck ist also, einem schönen, aber lange vernachlässigten Sport — wenn man es schon so nennen will — einer besonderen Art des Reisens wieder zu kräftigerem Leben zu verhelfen, die anregend, kräftigend, bequemen, billig und genussreich ist.

Die Wanderfahrt auf dem Zweirade ermöglicht es, mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, in einer verhältnismäßig beschränkten Zeit unendlich viel mehr zu sehen und zu genießen, als es unter gleichen Umständen das Fußwandern oder die Eisenbahn gestattet. Welcher Fußwanderer, dem hier übrigens durchaus keine Konkurrenz gemacht werden soll, könnte innerhalb der gewöhnlichen Ferienzeit von 3 bis 4 Wochen eine solche Strecke zurücklegen, ein solches Gebiet durchstreifen, wie die Wanderfahrer auf seinem leichten, flinken Zweirade? Der Vergnügungsreisende, der sich lediglich auf die Bahn verläßt, aber mühte, um denselben Zweck zu erreichen, allein für die Eisenbahnfahrt ungefähr die Summe aufzuwenden, die ich auf meiner Wanderfahrt alles in allem gebraucht habe.

Eines ist aber natürlich vor allem nötig, sowohl beim Wanderfahrer wie auch beim Fußgänger: Man muß sich freimachen von der Abhängigkeit vom sogenannten Komfort. Man muß vor allem seine Lebensweise auf das einfachste gestalten. Das ist möglich, ohne daß man sich Entbehrungen aufzuerlegen braucht. Man muß die kostspieligen Hotels der Städte meiden; in Dorf- und Wirtschaftshäusern schläft man genau so gut und in genau so sauberen Betten. Ein auf dem Spirituskocher selbst bereitetes Mittagessen mundet besser als das ausgesuchteste Diner im Restaurant. Ein Trunk Wasser aus der nächsten Quelle erfrischt mehr als Bier oder jede Limonade (womit nichts gegen einen gemüthlichen Abendschoppen gesagt sein soll). Kaffee, Tee, alles kann man sich selbst bereiten. In warmen schönen Sommernächten aber ist ein Lager unter gestirntem Himmel jedem Daunenneben vorzuziehen. — Ueber all das sage ich später noch mehr.

Ich habe auf meiner Wanderfahrt wohl mehr als ein Duzend Mal bei Mutter Grün genächtigt! Mein Bett war dann höchst einfach: die Zeltbahn als Decke, der Rucksack als Kopfkissen, eine leichte Decke zum Einwickeln, und das Paradelager ist fertig!

Kopf frei, Hals frei, Gürtel auf und die Stiefel ausgezogen. War ein Fluß in der Nähe, oder ein Bach, so gab es am nächsten Morgen ein prächtiges Bad. Nie habe ich mich wohler gefühlt, als wenn ich nachts im tiefen Walde lag und zu den stillen Sternen aufblickte. Und nie war ein Erwachen fröhlicher, als wenn es von dem Gewitzcher der Waldbögel begleitet war. Die Einsamkeit des nächtigen Waldes wirkt keineswegs beunruhigend, wie der Stubenhocker es sich vorstellt. Ich habe mich niemals unsicher gefühlt. Wer sollte mich in meinem versteckten Winkel finden? Die Waldbiere stören den Schlafenden nicht, und fremde Menschen, die Uebles im Sinne haben, spüren nicht in der einsamen Dunkelheit umher, um ein Opfer zu finden. Nichts ist sicherer, als die Einsamkeit, nichts beruhigender, als die geheimnisvolle Stille des Waldes.

Ich habe nie etwas von den „Erregungen“ des Schweigens gefühlt. Der Geruch des Waldbodens, der Duft der Tannen, der Traumruf der schlummenden Vögel — alles beruhigte so wohlthätig, so milde, daß ich tief und traumlos bis zum Morgen schlummerte. Spätestens mit den ersten Sonnenstrahlen war ich wieder hoch, erfrischt, gekräftigt. Meist aber fand mich der Sonnenaufgang schon wieder unterwegs, mit einem warmen Trunk im Leibe, gewaschen und gesäubert. Ich hatte mich von vornherein darauf eingerichtet, nicht immer unter ein schützendes Dach zu kriechen. So waren Decke, Zeltbahn und wasserdichte, halbblange Windjacke hinten auf dem Gepäcträger aufgeschnallt. Alles übrige, Wäsche, Kochgeschirr, Lebensmittel, Bürsten, Rasierzeug, Seife, war im dreifach getheilten Rucksack untergebracht.

Diesen Rucksack hatte ich erst vorn an der Lenkstange befestigt, um selbst jeder Traglast ledig zu sein. Aber schon am zweiten Tage kam ich davon ab, schnallte mir den Scharfer auf den Buckel, wo er hingehört, und bin niemals durch ihn belästigt worden. Als „Vordergepäck“ aber hat er mich in der That behindert, da er beim besten Willen nicht so anzubringen war, daß er festlag, sondern stets hin und herbaumelte und dadurch die sichere Lenkung beeinträchtigte. So baute ich ihn kurzerhand ab, hing ihn mir selbst über, und alles war in Ordnung.

Vor allem nicht zuviel Gepäck mitnehmen! Nur das Nötigste. Ich hatte mir nach Konstanz — etwa der Mittelpunkt meiner Fahrt — ein Paket mit frischer Wäsche vorausgeschickt. Die verbrauchte Wäsche wurde wieder eingepackt und heimgeschickt. Geld trug ich nur soviel bei mir, als nötig war. In Ulm, Konstanz und München lagen postlagernd eingeschriebene Briefe mit Munition für die Weiterfahrt. Wäre mir etwas unterwegs passiert, so hätte ich niemals hilflos dazu sitzen brauchen: ein Telegramm an das nächste Postdepot hätte mich binnen vierundzwanzig Stunden in den Besitz des dort lagernden Geldes gebracht. Sonstige Wertsachen trug ich nicht bei mir, hatte mich überhaupt so einfach und unauffällig als möglich ausgestattet. Ich wollte ja durchaus keinen Eindruck schinden, sondern nur in Ruhe gelassen werden.

Eine Waffe? Allerdings, etwas Aehnliches hatte ich bei mir für den äußersten Notfall. Das war eine kleine, ohne Waffenschein mitzuführende „Gaspistole“ mit einigen Patronen. Aber ich bin niemals in die Lage gekommen, von ihr gegen einen menschlichen

Gegner Gebrauch machen zu müssen. Nur als mich in einem fränkischen Dorfe ein wütender Roter anfiel, brannte ich ihm einen Schuß auf die Nase. Sofort fiel das Tier betäubt zusammen, kam aber nach einer Viertelstunde unter größter Spannung der versammelten und nicht gerade friedlich gestimmter Dorfleute wieder zu sich und machte sich mit eingeknicktem Schwanz davon. Im übrigen genügte mir eine kräftige Stahlfette, mit der ich nachts das Rad anschloß, und die mir im Notfall als Verteidigungswaffe hätte dienen können.

Es ist gut, wenn man sich auch in dieser Hinsicht vorieht, aber man wird seine Waffen kaum benötigen. Persönlicher Mut ist überall der beste Schutz. Nur nicht ängstlich sein! Begegnet man wirklich einem verdächtigen Raubhehn, so hilft Dreistigkeit und Kaltblütigkeit ebensoviel wie ein geladener Bromning. Ich habe jedoch 1500 Kilometer mutterseelenallein, ohne jede Begleitung, auf den süddeutschen Landstraßen zurückgelegt, ohne auch nur ein einziges Mal angerempelt zu sein. Die berüchtigten Gefahren der Landstraße bestehen, wie gesagt, meist nur in der Phantasie der Stubenhocker und Zeitungsschreiber. Der Verkehr ist fast überall so lebhaft, jeden Augenblick kann ein Auto heranlaufen, daß Ueberfälle nur sehr selten sind. Den berüchtigten Walzbrüdern, den Vagabunden und Stromern, widme ich in diesem Büchlein ein besonderes Kapitel, aus dem sich jeder seine Meinung selbst bilden kann. Der Straßenraub hat sich jetzt fast ausschließlich auf die großen Städte zurückgezogen und wird nach ganz andern, moderneren Methoden betrieben, als sie auf der Landstraße möglich sind.

Als erstes Gesetz beachtete ich auf meiner Wanderfahrt stets das goldene Wort „Zeit lassen!“ Ich fuhr nur schnell, wenn es keine besonderen Anstrengungen erforderte und wo wirklich nichts zu sehen war. In schönen Gegenden habe ich dagegen kilometerweit das Rad geführt und bin daneben hergelaufen. Möglichst früher Aufbruch, mittags mehrere Stunden Ruhe auf einer grünen Wiese, abends wieder kräftige Fahrt, waren meine Grundsätze. Auf diese Weise ermüdete ich selten und legte ansehnliche Strecken zurück. Wenn in meinem vorbereiteten Fahrplan die vorgesehenen Zeiten auch nicht immer stimmten, so habe ich im ganzen mein Programm doch pünktlich eingehalten, ohne jemals eine Leistung zu übertreiben. So behielt ich für alle Sehenswürdigkeiten Zeit und Muße, da meine Leistungsfähigkeit sich täglich steigerte, statt sich zu vermindern. Nichts ist tödlicher, als die Forderungen an seinen Körper zu überspannen. Die Reaktion folgt auf dem Fuße und macht jeden gewaltsam extrohten Gewinn zunichte.

Obwohl ich keinen einzigen Tag „Ruhepause“ eingeschoben habe, kam ich erfrischt, gekräftigt und strahlend vor Gesundheit, daheim wieder an. Ich habe, streng genommen, auf diese Weise in meinen Ferien mehr gearbeitet, als in den 11 Monaten der gewohnten Berufsarbeit. Aber diese Ferienarbeit hat mich nicht erschöpft, sondern gestählt. Faulenzen macht müde, Arbeiten erhält frisch, das ist das Geheimnis der Wanderfahrt. Man soll sich vollpumpen mit frischer Luft, den Geist ernähren durch neue Bilder, neue Gedankenquellen, die das ganze folgende Arbeitsjahr vorhalten.

Die Wanderfahrt auf meinem guten, alten Zweirade hat mir dazu verholfen, mehr zu sehen, mehr zu erleben, mehr zu genießen, als ich erhofft hatte. Deshalb möchte ich andere dazu anregen, es mir nachzutun, soweit sie die Möglichkeit dazu haben, und soweit ich imstande bin, ihnen die Lust dafür zu erwecken. Wie lange hat es gedauert, bis sich der Wandersport wieder durchgesetzt hat! Warum sollte nicht auch das Wandern auf dem Rade wieder zum Leben zu erwecken sein? Denn vorläufig schläft er noch, das habe ich unterwegs gemerkt, sonst hätte ich mehr Leute von meiner Sorte treffen müssen und nicht nur knapp zwei Duzend Männerchen, von denen sich aber wiederum keiner allzuweit von seiner engeren Heimat fortgewagt hatte.

Die Welt ist groß. Aber keineswegs so groß, als man es sich vorstellt, wenn man sich niemals aus seinem Käfig herauswagt. Die Entfernungen, die der Stubenmensch mit geheimen Schauern betrachtet, verlieren ihren Eindruck, wenn man einmal ernstlich darangegangen ist, sie zu bewältigen. Was waren diese 1500 Kilometer, als ich noch beendeter Fahrt an sie zurückdachte? Nicht? Nichts! Ich hätte sie leichten Mutes sofort noch einmal in Angriff genommen, wenn die Zeit dazu gereicht hätte. Aber was mir diese Fahrt an sonstigem Erleben und Genießen geschenkt hat, ist so reich, so vielgestaltig, so bunt, so köstlich, daß ich jahrelang davon zehren kann.

Ich habe ein Stück Welt erlebt und mir zu eigen gemacht! Das ist ein Besitz, den kein Mißgeschick mir wieder rauben kann!

Von meiner Wanderfahrt im besonderen.

Der Plan, den ich meiner Wanderfahrt unterlegt hatte, war folgender: Ich wollte einfach „Rund um Bayern“ fahren. Dresden war der Ausgangspunkt. Die einzelnen Städte, die ich berühren wollte, hatte ich nur richtungsweise angenommen. Ich wich von meiner Route mehrfach ab, um bestimmte andere Plätze aufzunehmen, die mich anzogen. Mein Weg stand nur im allgemeinen fest, im einzelnen blieb er durchaus locker.

Ich hielt mich planmäßig an folgende Punkte:

Dresden — Chemnitz — Plauen — Hof. Kulmbach — Bamberg — Rothenburg a. d. Tauber — Ulm. Sigmaringen — Konstanz — Lindau. Kempten — Füssen — Ammergau — Garmisch — Mittenwald. München — Landshut — Regensburg — Hof — Dresden.

Diese Strecke war etwa 1600 Kilometer lang. Die Strecken Ulm—Lichtenstein, den steilen Weg aus dem Donautal auf die Schönbühl hinauf, und die letzte Etappe Chemnitz—Dresden legte ich mit der Bahn zurück, die Strecke Konstanz—Lindau über den Bodensee mit dem Schiff. Den Weg über die Schwäbische Alb hätte ich im ärgsten Sonnenbrande fahren müssen, auch hatte er ursprünglich nicht in meinem Plan gelegen. Ich hatte erst das Donautal bis nach Sigmaringen nehmen wollen, doch der Name Lichtenstein ludte zu sehr, deshalb entschied ich mich für den starken Umweg und setzte mich, um den Zeitverlust herein-

zubringen, in die Eisenbahn. Ich habe es nicht bereut, denn auf diese Weise lernte ich die Hohenzollernschen Lande kennen. Die Bahnfahrt von Chemnitz nach Dresden hatte einen triftigen Grund. Es regnete und so zog ich es vor, noch am selben Abend in meinem gemüthlichen Heim zu sitzen, als noch einen Tag in Schmutz und Nässe zuzubringen. Die Leistung von etwa 1500 Kilometern in knapp vier Wochen genügte meinem sportlichen Ehrgeiz vollkommen.

Ich gebe diese Zahlen an, nicht, um damit Eindruck hervorzubringen, sondern, um zu zeigen, welche Entfernungen man mit dem Rade bewältigen kann, ohne sich zu überanstrengen. Berufsmäßige Straßenfahrer werden vielleicht darüber lächeln, sie legen solche Strecken in 8 Tagen zurück. Aber die Wanderfahrt ist auch kein Rekordfahren. Dem simplen Radfahrer, wie ich es bin, kommen diese Entfernungen ganz gewaltig vor und er bezweifelt anfangs, ob seine Kräfte ausreichen werden, eine solche Leistung zu vollbringen. Der Respekt vor den Entfernungen verlor sich aber sehr bald, als ich sah, wie sich allmählich die Hunderte Kilometer aufsummten und mit welcher Ausdauer ich ohne besondere Anstrengung vorwärts kam. Und wenn ich im Anfange auch mehr an die zurückzulegende Strecke dachte, als an die herrliche Umwelt, durch die der Weg mich führte, so änderte sich das sehr bald.

Fröhlich und ohne Hast trat ich die Pedale. Fast bedingungslos überließ ich mich dem Augenblick. Ich geigte nicht mehr mit der Stunde und eilte nicht mehr wie in den ersten Tagen flüchtig selbst an schönen Weltwinkeln vorüber in der Besorgnis, mein Tagesziel nicht zu erreichen.

Diese anfängliche Hast ist übrigens typisch für den Beginn jeder Wanderfahrt. Sie hat ihren unbewußten Grund darin, zuerst einmal möglichst weit von Hause fortzukommen. Es ist vielleicht auch rätlicher, bei einer weiten Wanderfahrt, die ein bestimmtes sehr entferntes Gebiet umfassen soll, die eigentliche Wanderfahrt erst an der Grenze dieses Gebiets zu beginnen und bis dorthin die Bahn zu benutzen. Das gleiche wäre bei Zeitmangel für die Rückfahrt zu empfehlen. Man spart Kraft und Zeit für den eigentlichen Reisezweck und kann das Ersparnis für kleine Abstecher oder Unterbrechungen verwenden, die man anfangs nicht in Rechnung gezogen hat. Jedenfalls werde ich mich bei meiner nächsten Wanderfahrt, die mich durch Oesterreich und Tirol führen soll, derart verfahren, daß ich die Reise mit dem Rade erst in Regensburg oder Passau antrete, oder von Hof aus durch den bayerischen Wald bis an die Donau fahre. Dadurch werden über acht Tage Zeit gewonnen und die Kosten nicht besonders erhöht.

Diesmal habe ich auch den Hinweg und fast den ganzen Rückweg durch Sachsen per Rad gemacht, aber das war schließlich kein Fehler. Ich lernte im Anlauf nach Bayern meine Kräfte werten und wußte, als ich in den Hauptteil der Reise eintrat, was ich mir zutrauen durfte. Freilich wären mir, als ich in das bayerische Hochland gelangt war, zwei oder drei Tage mehr, als mir zur Verfügung standen, recht willkommen gewesen. Ich hätte die Fahrt gern mit einer Besteigung der Zugspitze gekrönt. Es

wäre mein dritter Besuch auf diesem höchsten Gipfel Deutschland gewesen. So aber mußte ich im Tale bleiben und mir die Alpenherrlichkeit von unten ansehen, um meinen vorgezeichneten Plan prinzipienfest durchführen zu können.

Prinzipien spielen einem auf Reisen überhaupt manchen Streich. Sie werfen uns Bedenken und Hindernisse in den Weg, die man auf freier, fröhlicher Fahrt nicht gebrauchen kann. Einen meiner Vorläufe habe ich übrigens bereits in den ersten Tagen meiner Wanderfahrt gebrochen. Ich hatte mir vorgenommen, völlig abstinenz zu leben! Aber ach, der Ruf Kumbachs war zu verlockend, die Hitze war zu stark, und der Durst nach fünfstündiger Fahrt zu urweltlich, als ich in das alte Nest einfuhr. Weik Gott, wie es geschah! Ich hatte beim Gastwirt nichts bestellt, als er schon mit einem Glase hellen Sandlerbräus antrat. Ich griff zu und war in der nächsten Sekunde meineidig geworden!

Gott verzeihe mir die Sünde gegen das Prinzip. Ich tröstete mich mit der etwas fadenscheinigen Entschuldigung, daß ich mich, um unbedingt festbleiben zu können, vor Antritt der Reise auch in der absoluten Abstinenz hätte trainieren müssen. Das hatte ich aber keineswegs getan. Und wenn ich auch das Bier nie gesucht habe, so habe ich auch nie ein schäumendes Glas verschmäht, wenn es mir einladend vor die Nase gehalten wurde. So habe ich es denn auf meiner Fahrt auch weiterhin gehalten. Tagsüber mied ich den Alkohol nach Möglichkeit, doch abends gönnte ich mir mein Maß ohne Gewissensbisse und auch ohne nachteilige Folgen zu spüren. Es ist auch hier wie bei so vielem andern: es ist gut, wenn man es lassen kann; es ist noch besser, wenn man es läßt; doch ist es am besten, wenn man sich keinerlei Zwang antut in einer Situation, in der es auf ein ungestörtes Gleichgewicht des Körpers und der Seele ankommt.

Ich habe es, wie ich es Zeit meines Lebens getan, weniger mit der Abstinenz, doch strenge mit der Mäßigkeit gehalten. Es mußte schon sehr hoch hergehen, wenn ich mir des Abends noch ein zweites — na, sagen wir, drittes Glas geben ließ. Die konzentrierten Alkoholika brauchte ich nicht zu meiden, denn für diese habe ich nie etwas übrig gehabt. Doch mein kühles Glas Bier des Abends war mir immer noch lieber als die fade Limonade, die — mir wenigstens — nur Blähungen verursachte.

Es scheint mir überhaupt rathsam, auf einer längeren Wanderung oder Wanderfahrt an seiner gewohnten Lebensweise möglichst wenig zu ändern, um keine Störungen hervorzurufen. Die Mäßigkeit im Essen und Trinken ergibt sich unterwegs ganz von selbst, wenn man erst einmal die üblen Folgen gespürt hat, die eine innigere Ueberlastung nach sich zieht. Man wird ohne absichtliches Zutun vorsichtig im Genuß von Nahrungs- und Reizmitteln, wenn man sich die Leistungen vor Augen hält, die man noch vollbringen will. In Rothenburg kaufte ich mir zum Mittagessen eine Flasche Frankenwein. Ich trank aber nur zwei Glas davon und nahm den Rest mit mir. Erst drei Tage später war ich damit fertig. Ich schrieb einen Zettel mit einem schönen Gruß, verschloß ihn in die leere Flasche und warf die Flasche in die Donau. Vielleicht hat sie den weiten Weg bis in das

Schwarze Meer gefunden und ist schließlich an der Küste der Krim gelandet und gefunden worden.

Ein Mensch, der gewohnheitsmäßig Alkohol in großen Mengen konsumiert, ist, wie man sagt, solchen körperlichen Anforderungen, wie eine weite Wanderfahrt sie stellt, nicht gewachsen. Ich glaube sogar, ihm wird nicht einmal der Gedanke daran kommen, sie zu unternehmen, denn Alkohol macht faul. Solange aber der Alkohol nur mäßig, als Anregungsmittel, genossen wird, befähigt er zwar nicht zu erhöhten Leistungen, vermindert aber auch nicht die Spannkraft, Wozu also sich einen mäßigen und harmlosen Genuß verlagern, wenn er keinen Schaden stiftet? Uebrigens ist das alles Geschmacks- und Ansichtssache. Jeder soll tun, was ihm beförmlich ist und woran er gewöhnt ist. Ich habe mich unterwegs mit meinem kleinen Abendstoppchen sehr wohl gefühlt, der jedoch keineswegs jeden Abend genommen wurde. Jedenfalls habe ich alles ohne Anstrengung geleistet, was zu leisten ich mir vorgenommen hatte. Und das ist die Hauptsache.

Das andauernde Fahren auf dem Zweirade zwingt übrigens von selbst zur Einschränkung mancher Gewohnheit, — zum Beispiel des Rauchens. Bevor ich das Rad bestieg, zündete ich mit Behagen die Zigarre oder die Pfeife an und schmauchte vernünftig, solange der Tabak vorhalten wollte. Doch alle Viertelstunde vom Rade abzustiegen, nur um einen neuen Tabak anzuzünden, fiel mir nicht im Traume ein. So bin ich stundenlang mit der kalten Pfeife im Munde gefahren und habe diesen Genuß gewöhnlich auf die Ruhepausen beschränkt. Der Fußwanderer, der die Arme frei hat, ist meist viel schneller wieder bei der Hand, einen neuen Glimmstengel anzuzünden oder die Pfeife zu stopfen. Der Radfahrer kann das nicht, wenn er nicht bei jedem Male ab- und aufsteigen will. Ich reichte mit meinem kleinen Päckchen Tabak, das zu Hause nur zwei Tage vorhält, unterwegs oft dreimal solange und sparte auf diese Weise ganz ansehnliches Geld, ohne den geliebten Knaster gänzlich zu entbehren.

Die ständige Bewegung in der frischen Luft reguliert unsere Angewohnheiten in wunderbarer Weise. Unwillkürlich wird man in jeder Hinsicht mäßiger und anspruchsloser und leistet sich nur das, was der Körper verlangt oder verträgt. Es ist also durchaus nicht nötig, sich mit allzu vielen und allzu strengen Vorlägen zu belasten. Der Körper ist auf einer solchen Fahrt gebieterrischer als die Lust. Er bezwingt unzuträgliche Gewohnheiten, ohne daß wir es merken. Das Behagen der Seele bringt uns dazu, auch auf das Behagen des Leibes zu achten und alles zu unterlassen, was dieses Behagen beeinträchtigen könnte. Daher stammt auch die gleichmäßige Fröhlichkeit, die uns schon nach wenigen Tagen der Wanderfahrt oder Wanderung beherrscht.

Die schöne Harmonie des Geistes und des Körpers, die sich unterwegs unfehlbar einstellt, die unsere Sinne stets empfangsfähig für die Schönheit der Natur und für das zufällige Erlebnis erhält, ist der köstlichste Gewinn, den eine solche Wanderfahrt mit sich bringt. Da mag das Wetter sein, wie es will, die Stimmung wird nur ganz geringfügig dadurch beeinflusst. Man genießt den goldenen Frohsinn des Sonnentages ebenso wie die leise Schwermut einer Regenlandschaft. Zauberndes Hochgefühl,

märchenartiges Dämmern, triebhafte Lust, besinnliche Weichheit, — alles wirkt gleich intensiv auf den Wanderfahrer.

Ich stand am Felsensturz des Lichtenstein und sah auf die grüngoldene Aue des Honauer Tals herab und fuhr mit dem gleichen seligen Gefühl durch die lichte Dämmerung eines webenden Nebelmorgens auf der fränkischen Ebene. Ich hotte bei strömendem Regen im Schutze der übergeschlagenen Zeltbahn im Tannendickicht und sah nachdenklich über die braunen Waldtäler des Allgäu hinweg. Es war gleich köstlich, ob die Natur lachte oder traurig war. Zumal die Regenstimmungen im Gebirge sind so voller unendlich zarter, tiefer Reize, daß sie länger vorhalten, als die prangende Pracht eines flimmernden Sonnentages.

Das bißchen Nässe, das man dabei abträgt, ist schnell wieder abgetrocknet, entweder auf fliegender Fahrt, oder in der wieder hervorbrechenden Sonne oder im nächsten Gasthause. Wer sich mit einer wasserdichten Hülle vorzieht, wie ich mit meiner Zeltbahn, der braucht einen Regenguß nicht zu scheuen. Man hot unter dem wetterfesten Zeltdach wie ein Pilz unter der Tanne, und dem Rade schadet die kleine Wäsche nichts, wenn man danach sofort mit einem wollenen Lappen darüber hergeht. Nur nicht gleich ausreißen beim ersten Regentropfen und nicht andauernd schönes Wetter verlangen. Der ewige Wechsel in der Landschaftsstimmung, die vom Wetter abhängt, ist ein wesentlicher Teil des Naturerlebnisses, das wir auf der Wanderfahrt suchen. Nach dem Regen scheint die Sonne noch einmal so schön, das Grün der Wiesen leuchtet saftiger, die Erde duftet fruchtbar und stark, und alles sieht so neu und bliheblant aus, daß das Herz im Leibe zu lachen beginnt.

Frühmorgens heraus und abends mit der letzten Dämmerung wieder herein! Es fährt sich nirgends schöner als in die aufgehende Sonne hinein oder abends aus dem leuchtenden Brande des Abendrotes in die violetten Dämmer der andbrechenden Nacht. Wenn leise immer tiefere Schatten über die Erde huschen, wenn die Konturen verschwimmen, Wald, Feld und Horizont zusammenfließen, — wenn der Nachthimmel sein dunkelblaues, mit goldenen Sternen besticktes Seidenzelt über die Erde spannt, dann vergißt man es oft, das gewohnte, schirmende Dach zu suchen. Warum auch flüchten vor der Sommernacht? Sie breitet sich so weich und zärtlich über die schlummernde Welt. Sie ist durchweht von flüsternden Geheimnissen, denen man lauschen soll, um sie verstehen zu lernen. Warum denn in die willkürliche Enge eines Zimmers sich verziehen?

Die Sommernacht ist wie eine beruhigende Freundin, wie eine Mutter, die uns freundlich hütet. Sie birgt weder Schreden noch Beängstigungen. Und am Herzen der Erde ruht es sich friedlicher, als im weichsten Pflü.

Wenn der klare, warme Abend kam, bin ich nie auf die Jagd nach dem schützenden Unterkommen gegangen. Ich schlug mich oft in die Einsamkeit des Waldes, seitlich der Straße, und streckte mich in selbigem Behagen auf dem Moostissen am Fuße eines alten Baumes. Dort lag ich mit weit offenen Augen und suchte die funkelnden Sterne, die durch das Gezweig schimmerten, lauschte auf das Zirpen der Grillen im nahen Felde und auf die

verträumten Zwitscherlaute schlafender Vögel. Und durch das Moos hindurch fühlte ich das Atmen der Erde, an deren Brust ich mich anshmiegte, wie ein Heimkehrender in die Arme der ewigen Mutter.

Wie oft habe ich so — einem Zigeuner gleich — genächtigt, ohne Dach über mir, und habe tief und traumlos geschlafen, bis mich jauchzender Vogelgesang weckte. Nicht etwa aus Geiz, um die paar Groschen, die ein Nachtlager im Gasthause erforderte, zu sparen, sondern um so innig, als es heute noch möglich ist, in der Natur aufzugehen für die wenigen Tage fast schrankenloser Freiheit. Es gibt Leute, die das nicht begreifen werden — Sklaven des Hauses und des Federbetts, — die in Entsetzen geraten und den „Stromer“ scheel ansehen, der die Natur für eine freundliche Gastgeberin erklärt. Diesen Leuten — und mögen sie noch so eifrig tagsüber im Freien herumlaufen — entgeht das Schönste, was die Natur zu bieten hat, das Einschlafen des Tages, das märchenhafte, geheimnisvolle Weben der Sternennächte, das traumhafte Erwachen des Morgens aus zarter, perlmutterfarbenen Schimmer bis zum strahlenden Glanze der jungen Sonne. Das genießt nur der, wer die Nacht nicht scheut und die schweigende Umarmung des Waldbodens, — der keinen Käfig braucht, um sich ungefährdet zu fühlen.

Freiheit — dazu gehört ein Freimachen von alltäglicher Gewohnheit!

Freiheit — dazu gehört der Mut, wirklich allein zu sein!

Freiheit — dazu gehört völlige Hingebung an die Natur. Denn frei ist nur, wer sich schrankenlos hingeben kann an alles, was in ihm lebendig ist und was ihn lebend, atmend und geistig umgibt!

* * *

Hart aneinander liegen die Gegenstände in Welt und Leben.

Diese herrlichen, geheimnisvollen Sommernächte, die ich sorglos im Freien verbrachte, hatten — ich muß es zugeben — nicht nur ihren poetischen Reiz, sie gewährten bald auch das Vergnügen einer billigen Sparbarkeit. Obwohl ich in den schmucken und sauberen Dorfgasthäusern Süddeutschlands nie mehr als eine Mark für das Uebernachten bezahlt habe — ich fand einmal sogar ein hübsches, reinliches Quartier für die Hälfte — so war mir das ersparte Geld doch recht wertvoll. Und damit will ich noch einige Worte über die „Finanzierung“ einer solchen Wanderfahrt sagen, da ich annehme, daß es diesem oder jenem vielleicht nützlich und beruhigend sein wird, denn die meisten Wanderfahrten scheitern an der Geldfrage, an der übertriebenen Vorstellung, die Unerfahrene sich von den Kosten einer solchen weiten Tour machen.

Ich hatte als Gesamtkosten der Reise den Betrag von 150 Mark angesetzt, also sehr bescheiden für eine Zeit von etwa vier Wochen. Ich hätte sie auch mindestens gebraucht, wenn ich daheim geblieben wäre.

Das waren also durchschnittlich 5 Mark pro Tag.

Als ich wieder zu Hause ankam, war ich noch im Besitze eines Betrages von 20 Mark! Das war glattweg erspartes Geld.

Von den tatsächlichen Ausgaben von 130 Mark aber hatte ich nicht nur mein Leben bestritten, sondern Eisenbahn und Schiff, verschiedene Extraausgaben, ferner eine neue Laufdecke für das Hinterrad und — ein paar neue Stiefel zum Preise von 15 Mark hinziterren. In Wirklichkeit habe ich für die Reise und meine täglichen Bedürfnisse etwa 90 Mark ausgegeben. Oder pro Tag den ungeheuren Betrag von 3 Mark!

Man denke aber nicht etwa, daß ich bei dieser Sparbarkeit dürftig gelebt hätte. Im Gegenteil, ich habe mir durchaus nichts abgehen lassen, was ich zu meinem persönlichen Behagen brauchte. Auf meinem kleinen Spirituskocher schmorte jeden Mittag mindestens ein deutsches Beefsteak und abends belegte ich mein Butterbrot reichlich mit Wurst und Käse. Morgens kochte ich Kaffee oder Tee. Als willkommene Zugabe zu den Mahlzeiten unter freiem Himmel gab es Obst oder Tomaten.

Auf diese Weise erhielt ich mich tagsüber unabhängig von Wirtshäusern und konnte überdies, wenn ich eins auffuchte, meine Ausgabe für Essen auf das Notwendige beschränken, da den Wirten nur wenig daran liegt, ihre Gäste zu füttern. Wenn man sein halbes Maß Bier oder zwei trank vor dem Schlafengehen, waren die Wirte zufrieden, und wenn man frühmorgens ohne Kaffee abfuhr, hatten sie auch nichts dagegen.

Vor allem achtete ich auf eines: ich übernachtete niemals in den Städten, sondern sah immer zu, daß ich vor Anbruch der Dunkelheit noch das nächste Dorf erreichte, wenn ich Sehnsucht nach einem Bette hatte. blieb ich draußen, so war Wäsche- und Badegelegenheit überall zu finden, dazu reichte der nächste Waldbach aus. Mehr als einmal habe ich in Flüssen und Seen stundenlang im Wasser gelegen und mich dann von der Sonne trocknen lassen. Da wurden wahre Seifenorgien gefeiert. Bei solcher Gelegenheit konnten auch einmal Hemden, Taschentücher und Strümpfe ausgewaschen werden. Sie trockneten ebenso schnell, wie ich selbst.

An Wäsche hatte ich stets ein sauberes Reservestück parat. Auf dem Leibe trug ich Nehemd und grünes Wanderhemd. Ein wetterfester, sportmäßiger Kordanzug, eine wasserdichte Windjacke war meine Bekleidung. Aber die Jacken waren mit der Zellbahn und der leichten Wolldecke meist auf dem Gepäckhalter festgeschnallt. Alles übrige findet im Rucksack Platz, der aber nur so groß sein darf, daß alles darin festliegt. Wenn der Rucksack nur lose gepackt ist, daß er hängt, dann wird er lästig und hinderlich. Alles muß festliegen. Auch in der Kleidung. Nur das Hemd — halsfrei — muß hauszig sein. Die Hosen müssen um die Hüften fest schließen, doch dürfen sie nicht beengen. Hosenträger sind nicht zu empfehlen, ein Ledergurt ist das Bequemste.

Man trage nur das Nötigste an Ausrüstung bei sich. Je leichter die Last, desto beschwingter die Fahrt. Ich habe bereits erwähnt, daß ich Ersatzwäsche postlagernd vorausgeschickt hatte und verbrauchte Stücke wieder mit der Post heim sandte.

Besondere Sorgfalt verwende man auf die Beschaffung zuverlässigen *K a r t e n m a t e r i a l s*. Die Sektionskarten der staatlichen Landesaufnahmen haben mir stets die besten Dienste geleistet. Sie geben jeden Weg und Steg an. Gar zu allgemein

gehaltene Uebersichtskarten sind für den Wanderfahrer ziemlich unbrauchbar, man fährt nach ihnen allzu leicht in die Irre und versäumt unnützlich die Zeit. Auf Angaben von Landleuten verlasse man sich nicht allzu vertrauensselig. Auch die Wegweiser an den Nebenstraßen geben meist nur den nächsten Ort an, zu dem sie hinführen, und man verliert leicht die Richtung. Eine gute und genaue Karte erspart überflüssiges Fragen und manchen Ärger. Mein guter Glaube an die Ortskenntnis eines Bauern verhalf mir zwischen Bamberg und Rothenburg zu einem Umweg von 25 Kilometern über geradezu schandbare Nebenstraßen. Ich gelangte auf die große Staatsstraße erst 10 Kilometer vor meinem Ziel und hatte dadurch fast einen ganzen Tag eingebüßt.

Mir persönlich machte das nicht viel aus, doch bei knapp bemessener Zeit kann es sehr unangenehm werden. Zwischenfälle und Hindernisse können auch so genug eintreten, wie es mir zwischen D i n k e l s b ü h l und E l l w a n g e n erging. Dort wurde die Bezirksstraße auf einer Strecke von etwa 10 Kilometern neugebaut. Ich hatte die Warnungstafel bei Dinkelsbühl übersehen und hatte nun das Glück, mein Rad zwischen Erblöchern und Schotterbergen mühsam hindurchzuschieben.

Hat man ein festes Ziel vor Augen, so weide man möglichst alle Nebenwege oder vermeintlichen Abkürzungen, sondern bleibe auf der Hauptstraße. In Oberbayern zwischen Füssen und Saulgrub ließ ich mich durch eine Tafel verführen, die den „kürzesten Weg nach Saulgrub“ bezeichnete. Zu Anfang ging es munterlich, aber dann lief die Straße in einen von Holzführen zermahlenen Waldweg aus, und schließlich saß ich rettungslos fest. Es blieb nichts übrig, als umzukehren, um auf die Hauptstraße zurückzugelangen, die 5 Kilometer länger war, weil sie um einen Höhenzug herumführte.

Solche ärgerlichen Dinge passieren dem Wanderfahrer aber auch mit der besten Karte. Man muß sie philosophisch hinnehmen. Manchmal führt ein solcher Irrweg auch in wahrhaft romantische Winkel hinein, die dann wiederum für den Ärger entschädigen. Jeder Fehler, den man unterwegs begeht, hat auch sein Gutes; man begeht ihn beim nächsten Male so leicht nicht wieder, weil man dafür meistens in einen anderen verfällt.

Und nun wir endlich soweit gekommen sind, wollen wir uns wirklich auf die Wanderfahrt „Rund um Bayern“ machen. Vorreden sind sehr schön, zumal, wenn sie mit guten Ratschlägen gespielt sind. Aber sie dürfen nicht zu lang werden. Ich habe noch vieles zu erzählen, was mir im Rahmen meiner Wanderfahrt begegnet ist. Ich bilde mir ein — aber hoffentlich bleibt es keine Einbildung — daß dieser oder jener, der dieses Büchlein in die Hände bekommt, dadurch angeregt wird, in diesem oder dem nächsten Sommer sein Rad hervorzuziehen und sich ebenfalls auf den Weg machen wird, den ich im Sommer 1925 „leicht beschwingt und sorgenbar“ unternommen habe. Oder, wenn nicht den gleichen, so doch einen andern, der ihm am Herzen liegt. Mein Werben soll nicht einem bestimmten Reisedeje dienen, sondern der Reiseart und dem Reisezeit.

Wo wir die Heimat auch suchen, ob im Hochlande, oder an der See, im Gebirge oder in der Ebene, — überall ist sie schön

und erlebenswert! Vielleicht begegnen wir uns einmal hier oder dort. Eisenbahnreisende bleiben einander fremd, Wanderer und Wanderfahrer aber bilden eine Bruderschaft, die sich überall — auf der Landstraße oder im Dorftruge oder in den malerischen Gassen einer alten Stadt — vertraut begrüßen!

Also vorwärts! — Frischhauf!

Vom Main zur Donau.

„Ich will zur schönen Sommerzeit
Ins Land der Franken fahren. . . .“

Scheffel, der Dichter, hat es zwar nicht so gemeint, wie ich, daß ich nämlich auf dem Zweirade ins Land der Franken fahren wollte und noch viel weiter, aber deswegen können diese Verszeilen doch ruhig diesem Kapitel als Leitmotiv dienen. Drei Wochen hatte ich darauf trainiert, indem ich meine kurzen 5 Kilometer Weges von meinem Vorort nach Dresden täglich auf das Dreifache ausdehnte. Drei Tage hatte ich dann im Schweiß meines Angesichtes die brave, alte Maschine peinlich genau kalifatert. Alle Einzelteile wurden sorgfältig nachgesehen, alle Lager geölt, alle Schrauben erneuert. Schließlich legte ich noch eine funkelneue neue Bereifung auf, stieß das ganze Gerüst mehrmals heftig gegen den Boden, um nachzusehen, ob auch nichts Loder geblieben war, und endlich war ich technisch zur Abreise fit und fertig.

Ah Gott, mein Rad! Es war durchaus nicht mehr neu und sah durchaus nicht mehr elegant aus, aber es war stabil gebaut, das zeigte ein slichtiger Blick auf den Rahmen, den ich vor einiger Zeit eigenhändig überladet hatte. Ein Fachmann, dem ich mein Vorhaben erzählte, sah bedenklich drein, als er erfuhr, daß die Maschine bereits zehn Jahre auf dem Buckel hatte. Aber ich ließ mich nicht beirren. Ich hatte mein Rad zu gut erprobt und es stets zuverlässig befunden. Warum sollte es nicht auch diese größte Probe bestehen, die ich ihm je zugemutet hatte? Ich ging mit dem durchaus sicheren Gefühl auf die Reise, daß mir so leicht nichts zustoßen konnte, und wurde in dieser Beziehung auch nicht betrogen.

Etwas weniger sicher war ich in Bezug auf mich selbst, denn obwohl ich kürzlich erst Tagestouren von 60, 80, ja bis zu 100 Kilometern zur Übung abgefahren hatte, — wer sagte mir, daß ich solche Leistungen vier Wochen lang tagtäglich würde vollbringen können? Dafür hatte ich durchaus keine Gewähr nach einem jahrelangen Stillstehen, nach der merklichen Beeinträchtigung durch eine unangenehme Kriegsverletzung, die die Lunge beschädigt hatte. Seit dem Kriege hatte ich nicht mehr die Möglichkeit gehabt, meine körperliche Leistungsfähigkeit in sportlicher Beziehung einer ernstlichen Prüfung zu unterziehen, und sah deshalb dem Ausfall dieser Probe mit Hoffnung, aber nicht mit allzu fester Gewißheit ihres Gelingens entgegen.

Das verminderte mir aber keineswegs die Stimmung. Die Vorbereitungen der Fahrt, die Feststellung des Reisedejes, die Vorfreude auf all die Herrlichkeiten, die mir bevorstanden, er-

füllten mich derartig, daß etwaige Zweifel kaum ins Gewicht fielen. Das leichte Blut, das ich als glückliches Erbteil irgendwelcher Vorfahren in den Adern hatte, — dieses leichte Blut, das ich schon so oft als einen wahren Segen empfunden und das mir ebenso oft aus äußerst verzwickten Situationen herausgeholfen hatte, war im Laufe der Jahre nicht schwerflüssiger geworden. „Es wird schon gehen!“ — meine alte Parole, befeuerte mich immer noch, und ich zerbrach mir daher über mögliche Hindernisse nicht weiter den Kopf. Wenn sie sich einstellen sollten, — nun gut, dann würden auch Mittel und Wege zu finden sein, sie zu überwinden. Das würde höchstens den Reiz der Reise erhöhen. Im Notfall brauchte ich mich nur mit meinem Rade auf der Eisenbahn zu verfrachten und war in vierundzwanzig Stunden wieder daheim.

So bestieg ich denn in der Morgendämmerung eines schönen Julitages gerüstet und bepackt mein blankes Stahlfuß. — Noch ein Wink nach den Fenstern hinauf, von wo eine alte Frau mir freundlich doch mit der ewigen, leisen Besorgnis der Mütter, auch um ihre grautöpfigsten Söhne, nachsah, und wenige Minuten später sauste ich die abfallende Straße nach Dresden hinab, das stumm und friedlich unten im weiten Elbtale lag und just gemächlich zu erwachen begann, als ich seine einsamen Straßen durchschleifte. —

Es würde wenig Zweck haben, die ersten beiden Tage meiner Fahrt, die mich aus dem heimatischen Sachsen in die bayerischen Lande hinausführten, näher zu beschreiben. Mein Augenmerk war in diesen Tagen auch weniger auf die mir seit langem vertraute Gegend gerichtet, sondern in erster Linie einer genauen Selbstbeobachtung gewidmet. Ich kontrollierte mich bis ins Kleinste. Mit welcher Stundengeschwindigkeit durfte ich fahren, ohne mich zu überanstrengen? Welche Steigungen konnte ich bezwingen, ohne abzustiegen? In welche Stunden verlegte ich meine Ruhepausen? Wann und wie nahm ich meine Mahlzeiten? Welche Durchschnittsleistung konnte ich pro Tag erzielen?

Das waren sicher etwas philiströse Fragen, die mich immerhin sehr interessierten. Später, als ich es wieder gelernt hatte, meine Kräfte abzuschätzen, verfuhr ich weniger systematisch und ließ mich mehr von Laune und Zufall treiben. Aber in diesen ersten beiden Tagen richtete ich mich streng nach dem festgesetzten Programm. Punkt 11 Uhr vormittags traf ich in Freiberg ein, Punkt 3 Uhr in Chemnitz und Punkt 8 Uhr abends in Zwickau. Darauf hatte ich es abgesehen. Und ebenso ging es auch am zweiten Tage; auf die Minute durchfuhr ich die Gardinenstadt Plauen im Vogtlande und rollte in der Grenzstadt Hof ein. Daß ich bei dieser minutiösen Einteilung nicht allzuviel von der immerhin reizvollen Landschaft des Erzgebirges hatte, liegt auf der Hand. Aber die Fahrt durch Sachsen war ja auch erst der Auftakt meiner Reise. Das große Abenteuer, das große Bummeln sollte erst beginnen, innerhalb der blaurosen Grenzen, die ich kurz vor Hof mitten im Walde überschritten hatte.

Ein eigentümlicher Reiz lag für mich von jeher darin, Grenzen zu überschreiten. Ich hatte immer die dunkle Vorstellung,

daß jenseits dieser bunten Pfähle etwas ganz Anderes, ganz Neues, liegen müßte als diesseits. Wenn ich früher die italienische, die französische, die schweizer Grenze passierte, geschah das immer mit einer Art Feierlichkeit. Die Grenze war mehr als eine politische Linie, die zwei Interessengebiete trennte. Ich witterte Neuland dahinter, etwas prickelnd Geheimnisvolles, das mich mit einer unsagbaren Spannung erfüllte. Selbst innerhalb Deutschlands war es immer ein besonderer Augenblick, wenn ich aus einem Landesteil in den andern eintrat. Aus dem Eisenbahnfenster spähte ich nach den Schlagbäumen der Uebergänge und freute mich heimlich, wenn schwarzweiß mit grünweiß oder blaugelb abwechselte. Auf einer Wanderung durch das Neckartal erfüllte es mich mit kindlichem Vergnügen, daß ich in zwei Stunden von Baden nach Hessen und schließlich nach Württemberg gelangte.

Da ich nun einmal in Dresden wohnte, betrachtete ich Sachsen eigentlich nur als nähere Umgebung; das Fremde, das Interessante begann erst jenseits der grünweißen Landeszeichen, und es war mir in der Tat, als ob sich gleich hinter der Grenze bereits die Landschaft veränderte und die Leute anders wären als daheim.

Das ist natürlich nur eine naive Einbildung. In Wirklichkeit geht der Uebergang nur sehr allmählich vor sich. In Hof wird ein ebenso gutes Sächsisch gesprochen wie in Plauen, das nur 28 Kilometer entfernt ist. Erst einige Stunden weiter landeinwärts merkt man die Veränderung. Die Leute sagen „Grüß Gott“ statt „Guten Tag“, der Dialekt ist ein anderer, die Dörfer und Städte sehen anders aus und auch die Landschaft zeigt einen merklich veränderten Charakter.

Auch diesmal überfiel mich in Hof pünktlich der neue Geist. Ich begab mich unbedenklich aller Planmäßigkeit, soweit sie nicht durch die Umstände bedingt war. Ich sah mit vertauschten Augen um mich. Jetzt erst kam ich wirklich in Gang. Und als ich nach zweistündiger Rast wieder aufbrach und an jener Wegeabelung anlangte, wo sich die Straßen nach Regensburg und Bamberg voneinander trennten, sah ich mir den Platz genau an. Hier an dieser selben Stelle, wo ich heute den Weg nach Westen einschlug, wollte ich in spätestens vier Wochen, von Süden kommend, wieder eintreffen und den Ring beschließen, den ich heute begann. Ein wundervolles Frohgefühl erfüllte mich, als ich mich wieder in den Sattel schwang und kräftig in die Pedale tretend davonzog in der warmen Nachmittagssonne.

Die Straße führte über eine kahle Hochebene hinweg. Linienhand lagen die ersten, dunklen Höhenzüge des Fichtelgebirges, zur Rechten die Waldberge Thüringens. Ein kühler Luftzug wehte mir entgegen. Die Felber trugen nur magere Frucht in dieser Höhenlage. Die Scholle war steinig. Aber ungehindert schweifte der Blick über eine weite, helle Landschaft, aus der sich ringsum immer neue, ferne Bergketten erhoben, die weit voraus das blühende Tal des Main begleiteten.

Dorthin — in die Goldene Aue, die Grabfeldau und wie sie alle hießen, war allerdings noch ein weiter Weg. Fürs erste zog ich noch hier oben über die dürftigen Hochflächen

hinweg. Kümmerliche Heideströden wechselten mit mageren Gerste- und Haferfeldern, deren Halme betrüblich dünn und niedrig standen. Von dem gesegneten, fruchtbaren Bayerlande war hier noch nichts zu spüren. Man sah der Gegend den kurzen Sommer und den langen Winter an. Heftige Winde streichen fast ständig über dieses Hochland, das von einem ernsten, wortkräftigen und verhaltenen Menschenschlage bewohnt ist. Dieses Grenzgebiet zwischen Süd- und Mitteldeutschland genießt nicht den besten wirtschaftlichen Ruf. Sein Charakter ist streng und entbehrt jeder Weichheit. Aber es ist für uns aus dem Norden die Schwelle nach dem Süden, das große Tor, durch welches Abertausende nach Süden ziehen. Darum überquert man es in freudiger Erwartung, da man weiß, welche lächelnden Gefilde dahinter liegen.

Und siehe — schon nach 20 Kilometern, bei dem freundlichen Landstädtchen **Münchberg**, ändert sich das Bild. Die Straße senkt sich in tiefe Waldtäler hinein. Inmitten schmaler Wiesensstreifen eilen schnelle Bäche dahin. Die dunklen Bergzüge treten näher zusammen und enthüllen sich als herrliche, meilenweite Wälder. In einsamen Sägemühlen kreischen die Maschinen. Kleine Walddörfer, verfunken, still, verträumt, fliegen vorüber. Und endlich kommt ein Punkt, an dem die Straße einen langen, sanften Abstieg nimmt. Man braucht die letzten 10 Kilometer bis **Kulmbach** keinen Tritt mehr zu tun, sondern hat nur von Zeit zu Zeit die schnelle Fahrt etwas abzubremfen, um nicht ins Fallen zu geraten.

In einem tiefen Tale rollen wir lautlos dahin. Ein Bergflüßchen rauscht und lärmt an unserer Seite über Felsgeröll und kleine Wasserfälle. Um jähe Felsen muß die Straße biegen. Vorsicht ist hier geboten, denn viele Langholzfuhrer sind zu überholen. Und dann geschieht das erste Wunder dieser Fahrt, daß sich das enge Waldtal plötzlich öffnet zu einer breiten, wundergrünen Aue, die beiderseits von Bergen eingerandet ist. Am Ende dieser Aue ragt die trohige, altersgraue Burg **Kulmbach** auf, hoch über der alten, winkelfigen Stadt, deren Name weltbekannt geworden ist durch ein hervorragendes Gebräu von Malz und Hopfen, von dem der Sage nach manche Leute nicht genug bekommen können.

Ich habe vorhin schon flüchtig erzählt, was mir in **Kulmbach** mit dem Bier geschah. Ich trug dort einen Vorsatz zu Grunde, den ich etwas zu voreilig gefaßt hatte. Aber ich bin so verderbt, mich dessen keineswegs zu schämen.

Bei **Münchberg** hatte sich ein netter, junger Landsmann, **Järber** von Beruf, und gleichfalls zu Rad, mir angeschlossen. Er kam aus **Plauen** und wollte einige Ferientage totschlagen. Mit diesem sah ich vor dem ersten Glase **Sandlerbräu**. Wir sagten „Prost“, tranken den ersten Schluck und sahen uns fast erschrocken an.

„Gott verdanzh!“ sagte der **Järber** respektvoll. „Das is ä Dröbbn, ne wah?“

Ich sagte garnichts, denn ich sog bereits andächtig am zweiten Schluck. Der Gastwirt stand dabei und schmunzelte. Er kannte das an seinen landfremden Gästen, daß dem ersten Glase gleich ein zweites folgte. Wir hatten keine Ursache, uns um diesen ge-

heiligten Brauch herumzudrücken. Und als wir unser Nachtlager aufsuchten, hatten wir beide — der **Järber** und ich — eine angenehme Bettschwere; reichlich, aber noch ohne Schaden zu ertragen.

Der nächste Morgen war wolkenverhangen. Die Umrisse der alten Burg geisterte undeutlich durch den leichten Schleiernebel, der die Landschaft verhing. Es tröpfelte leise, und der **Järber** hatte keine Lust, sich das Fell nahregnen zu lassen. Mir war das gleichgültig. Die Unternehmungslust, der unbändige Drang nach vorwärts brannte mir im Blut und ließ mich nicht so ängstlich auf das Wetter achten. Ein fröhliches „Gute Fahrt“, und ich rollte in den Regen hinaus, über das holperige Pflaster der Altstadt, und fünf Minuten später war ich wieder auf der Landstraße.

Weit kam ich an diesem Morgen nicht. Nach einer Stunde setzte ein wilder Guß ein, der mich in dem Dorfe **Mainroth** in das erste beste Gasthaus zu einer zweiten Tasse Kaffee trieb. Die Kellnerin schrie vor Vergnügen auf, als sie erfuhr, wo ich herkam.

„Nu aber! Un ich bin doch aus **Meißen!**“ schrie sie und schlug die Hände zusammen. „Nee sowas, ä Landsmann! Wo wohnen sie denn in **Dresdn?**“

Wir wurden, während draußen der Regen an die Scheiben trommelte, so vergnügt, daß selbst der alte Großvater, der am Ofen saß, zu modern begann. — Erst gegen 11 Uhr, als der Regen wieder nachließ, nahm ich Abschied, wohlversehen mit allerhand Winken und Ratsschlägen, die ich nicht gebrauchen konnte.

Nicht neben dem jungen **Main** führte die Straße schnurgerade nach Westen. Der Nebel hatte sich verzogen, die Sonne begann sich durch die Wolken zu arbeiten, und bald lag das breite **Maintal** in seiner grünen Pracht und Herrlichkeit hell überleuchtet da. Schön geschwungene Hügelketten begleiteten es an beiden Seiten. Rogende, goldgelbe Kornfelder stiegen die Höhen hinan. Von allen Seiten grüßten schmucke Dörfer und Kirchen.

Wohl und frisch war mir zu Sinn. Ich trat in das Rad, daß es beflügelt dahinflog. Bald trat die Straße auf das jenseitige Ufer des **Maines** hinüber, und nach knapp einstädtiger Fahrt war die **Korbmacherstadt Lichtenfels** erreicht, wo die große Eisenbahnlinie von **Berlin** nach **Nürnberg** aus dem Thüringer Walde hervorbricht.

In **Lichtenfels** hielt ich mich nicht auf, da das nüchterne Städtchen kaum Interessantes bietet. In geringer Entfernung lockte ein Glanzpunkt des **Maintals**, — **Staffelstein!**

Zur Rechten und zur Linken des Flusses liegen auf den Randbergen zwei oderfarbene, doppeltürmige Kirchen, die beide eine Art Weltruf genießen. Nördlich die Wallfahrtskirche **Wierzehnheiligen**, südlich die Klosterkirche des **h. Veit** vom **Staffelstein**. Weit hinaus schaut **Wierzehnheiligen** in die Lande. Man erzählt Wunderdinge von der prunkvollen Ausschmückung dieser Wallfahrtsstätte, zu der jährlich Tausende von Menschen gezogen kommen. Der Umweg hinüber war mir zu weit,

aber zum heiligen Veit vom Staffelstein bin ich wohl hinaufgestiegen, wenigstens bis zum Kloster. Bis zum Einsiedelmann, der ja doch nicht mehr da ist, war mir die Kletterei zu arg, denn ich hatte noch allerhand Weg vor mir.

Staffelstein selbst ist ein hübsches Städtchen mit einigen netten, buntbemalten Häusern, die alle so blankgeputzt ausahen, als wären sie erst gestern frisch getrichen worden. Vor der Stadt fiel mir eine merkwürdige hohe Mauerwand mit einem kleinen Schuttdach darüber auf, die in verblassten Farben ein Kreuzigungsgemälde von rührender Unbehilflichkeit zeigte. Dieses 5 Meter im Geviert umfassende Totenbild war von einem ehrsamem Braumeister „für Errettung aus Todesnot“ gestiftet. Mit seinen schrägen Stützbalken im Rücken machte es von weitem den Eindruck einer Reklametafel, da weder Menschen noch Hunde es besonders respektiert hatten.

Nicht weit hinter Staffelstein wendet sich das Maintal nach Süden, und bald kamen auch die unzähligen Türme der alten Bischofsstadt in Sicht. Bamberg liegt inmitten eines breiten Talbeckens an der Vereinigung der Regnitz mit dem Main. Man fährt durch eine langgestreckte, graue Fabrikvorstadt. Es war gerade Feierabend und zu Tausenden strömten die Arbeiter aus den Werkstätten. Schwärme von Radfahrern kamen mir entgegen, die ihre Wohnstätten in den nächsten Dörfern aufsuchten. Auch in der Stadt selbst herrschte lebhaftes Treiben. Weltlicher Betrieb inmitten einer Anzahl von Kirchen, die fast jede ihren besonderen Schatz an Kunstwerken und kostbaren Kleinodien besitzt. Ich hatte mein Rad am Bahnhof eingestellt und machte in den Abendstunden noch einen kleinen Rundgang durch die bekannten Stätten, soweit sie noch geöffnet waren. Da mir aber daran gelegen war, möglichst schnell in das westliche Franken zu gelangen, das mir noch unbekannt war, hielt ich mich in Bamberg nur zwei Stunden auf und fuhr vor dem Eintritt der Dunkelheit noch ein paar Kilometer weiter bis in eines der nächsten Dörfer, zum Nachtquartier.

Hier ließ ich mir aber eine unangenehme Nachlässigkeit zuschulden kommen. In der Dämmerung konnte ich mich auf der Karte nicht mehr zurechtfinden und fragte einen Eingeborenen, ob ich hier auf der Straße nach Rothenburg wäre. Er nickte, und so fuhr ich beruhigt in den Abend hinein. Nach etwa 12 Kilometern kam ich in ein großes Dorf — Hirschaid —, wo ich einkehrte und mir ein Nachtmahl geben ließ. Dann machte ich mich wieder über die Karte her und suchte meinen Standort festzustellen.

O weh, statt auf der Straße nach Rothenburg befand ich mich auf der großen Staatsstraße nach Nürnberg, also südlich, statt westlich. Das war eine nette Bescherung! Wie nun wieder auf den rechten Weg zurückgelangen, ohne noch einmal nach Bamberg umkehren zu müssen? Ich rief den Wirt zu Hilfe. Andere Gäste mischten sich ein und bald darauf war die ganze Gaststube in eifriger Diskussion über den besten Weg nach Rothenburg begriffen. Man kam schließlich überein, daß ich über Adelsdorf, Ipsheim, Windsheim zu fahren hätte, und teilte mir diesen Beschluß diktatorisch mit. Auf der Karte fanden die guten Leute

den Weg allerdings nicht, dort mußte ich ihn mir selbst heraus-suchen.

Diese „Verirrung“ kostete mich einen halben Tag, denn der Weg führte aus dem Regnitztal über eine jammervolle Bezirksstraße, die nach dem Regen der letzten Tage eher einem Morast glich. Es wurde so ziemlich der böseste Tag der ganzen Reise. Ein feiner, durchdringender Landregen ging stundenlang hernieder. Kalter Nebel verhüllte die Aussicht. Aber die gute Laune ließ ich mir dadurch doch nicht verderben. Es war auch dieses eine Art Prüfung auf meine Wetterfestigkeit, die ich guten Mutes auf mich nahm.

Hier begann die echte fränkische Landschaft, die mir ihre volle Schönheit an diesem ersten Tage allerdings noch nicht offenbaren wollte. Wiesen mit kleinen Waldparzellen, Felder, dann wieder Wiesen und Wald wechselten miteinander. Ich arbeitete mich unverdrossen vorwärts und schwelgte schließlich in einer Art Galgenhumor. Vergnügt spritzte ich durch den dicken Schlamm der Dorfstraßen, der lieblich mit duftendem Kuhdung vermengt war. Wenn mich hier und da ein Postauto überholte, guckten die Leute mir kurios zu, wie ich mich auf meinem Rade vorwärts mühte. Erst gegen Abend hörte die Himmelsdusche auf zu gießen und es gab einen leidlichen Sonnenuntergang. Aber zu Windsheim im „Storch“ hatte ich geraume Zeit zu tun, ehe ich die Lehmkruste vor mir und meiner Maschine heruntergeschabt hatte und mich mit einigem Anstand in die Gaststube setzen konnte.

So etwas muß man auf einer Wanderfahrt mit in Kauf nehmen. Es schadet auch nichts. Bei schönem Wetter über trockene, harte Straßen dahinzufliegen ist keine Kunst. Auch die Regenfahrt über Land hat ihre stillen Reize. Und es hofft sich nach solchen Tagen so traulich in den Gasthäusern am warmen Ofen, wenn man die Nässe abgeschüttelt hat und die Hosen wieder trocken werden.

Die beiden lustigen Töchter des Storchwirtes trösteten mich gutmütig über das Mißgeschick des Tages hinweg und prophezeiten für den nächsten Morgen den blauen bayerischen Himmel. Ich wollte nicht recht daran glauben, aber vielleicht hat die Färsprache der beiden lustigen Mädel doch genützt, denn als ich erwachte, schien die Sonne golden durch die Fenster und ist mir seitdem nur noch einmal im Allgäu für einen Tag un-treu geworden.

Das war wieder ein fröhliches Fahren! Anfangs war die Bezirksstraße wohl noch nicht zum besten, doch bei Steinach an der Nürnberg-Würzburger Bahnlinie gelangte ich endlich wieder auf die ehrliche Staatsstraße, die frohgetrocknet war, und auf dieser setzte ich nun wie die Windsbraut hinab, dann wieder langsam bergauf, bis ich endlich das mittelalterliche Märchen von Rothenburg ob der Tauber vor mir sah mit seinen himmelhohen roten Backsteintoren, seinen Mauertürmen, seinen spitzgiebeligen Häusern, die wacker aus dem dunklen Grün der Linden und Kastanien hervortauchten.

Rothenburg — du verträumter Rest deutscher Städteherrlichkeit, du Stadt des Meistertrinkers, in dir liegt alle Romantik

des deutschen Mittelalters heute noch eingefangen! Dir kann aller moderner Verkehr, der Strom banaler Reisender nichts von deinem dämmerlichen Zauber nehmen! Gleichsam andächtig und feierlich betrat ich deine ungebrochene Mauer. Stundenlang wanderte ich durch die fröhlichen Straßen mit den uralten, hohen Siebelhäusern. Ich saß im Schatten deiner uralten Linden und lauschte dem Rauschen sprudelnder Brunnen. Ich streifte unter den Wehrgängen deiner Wallmauern entlang, stand andächtig in der strebenden Hallenkirche von St. Jakob, blickte vom Burgtor in das grüne, wogende Taubertal hinan und über ein Jahrtausend deutscher Stadtgeschichte hin.

Dieses Rothenburg, einst eine der mächtigsten Städte Frankreichs, besitzt heute kaum nur 9000 Einwohner, aber es spricht beredter von der Vergangenheit als das lärmende Nürnberg und das modern nüchterne Augsburg. Steifnachiger Bürgertroß bog in diesen Mauern übermächtigen Gegnern die Spitze, schlug sich mit Fürsten und Bischöfen herum und zerstörte dem Markgrafen Albrecht Achilles auf einem einzigen Kriegszuge zwanzig Dörfer. Als jene romantische Episode mit dem kaiserlichen General Tilly und dem Altbürgermeister Ruch sich ereignete, der durch einen gewaltigen Urmeltszug aus dem goldenen Kaiserpotal seine Stadt von der Zerstörung freitrank, war die Herrlichkeit der Stadt dennoch schon längst dahin. Mit ihrem größten Sohne, dem Bürgermeister Heinrich Toppler, 1408, erwürgte die Bürgerschaft auch ihre Macht und Größe. Einst einer der Hauptorte an der großen Handelsstraße von Italien nach Westdeutschland, führt Rothenburg als Gemeinwesen heute nur noch ein Schattendasein als eine Sehenswürdigkeit für Fremde. Aber der innige Zauber seiner stillen Winkel, seiner heimlichen Hausgärten, seiner Erinnerungen, ist unzerstörbar. Wären auch nicht die vielen Gedenktafeln an den alten Patriarchhäusern: „Hier wohnte Kaiser Konrad IV.“ — „Hier wohnte Kaiser Friedrich Barbarossa.“ — „Hier wohnte Kaiser Rudolf von Habsburg“ — so spräche doch jeder Stein von der großen Vergangenheit, von verfliegenem Reichtum und dahingegangener Macht!

Das Rothenburg, das uns bezaubert, ist nicht mit Worten zu schildern, das muß erlebt werden, und nur der Maler kann seine farbige Schönheit wiedergeben. Selbst die Photographie versagt hier. Form und Farbe ist das ästhetische Geheimnis dieser Stadt, die stumme Sprache der Steine, das Rieseln der Brunnen und das Rauschen der Tauber unter der großen Doppelbrücke! Was nutzte es, wollte ich hier von dem Frankenherzog Ruodo erzählen, der der Burg den Namen gab, oder vom Meister Friedrich Herlin, der den „Zwölf-Boten-Altar“ in St. Jakob schuf, oder von dem „Blutaltar“ Dill Riemenschneiders, — die fröhliche Wehmut, die Rothenburg hinterläßt, ist etwas köstlicheres als die tiefste Poeterei eines Dichters, der es unternimmt, diese Kostbarkeit zu schildern.

Das Gegenstück!

Auf der Herrenstraße vor dem Hotel „Zum Eisenhut“ stehen etwa zwanzig Luxusautos. In den Speisesälen sitzen tafelnde Großstädter in eleganter Kleidung. Mächtige Rundfahrt-Automobile, von Würzburg und Nürnberg kommend, bringen Scharen

von Touristen, schnatternde Mädchenpensionate! Das Erträglichste war noch ein Trupp Jugendwanderer, der singend und mit Gitarrengeklapper durch die Stadt zog. Ich drückte mich schnell wieder aus diesem „Brennpunkt des Verkehrs“ in die stillen Seitengäßchen hinein, suchte mir ein kleines Gasthaus im Rappenzipfel und konnte dort dem Gedenken dieser Stadt ein Glas herzynigen Frankencweines widmen. Dann machte ich mich mit meinem Kade sachte wieder davon, während die Sonne rotgoldenes tief im Westen stand und im Osten bereits die bleiche Halbscheibe des Mondes geisterte.

Einige Stunden später verträumte ich im monddurchleuchteten Buchenwald bei Schillingsfürst meine erste Nacht unter freiem Himmel und lauschte im Schläfe auf weichem Moosboden dem Dröhnen eines vorüberziehenden Heerestrosses, der heranmarschierte, um die Mauern der starken und reichen Stadt in jähem Ueberfall zu brechen. Doch deren Bürger und Landsknechte hielten treue Wacht auf den Mauerzinnen. Sie schrien „Feindio!“ über die schlafende Stadt dahin, und Herr Albrecht Achilles, der Hohenzoller, mußte mit blutigem Kopfe wieder abziehen. . . .

* * *

Schloß und Stadt Schillingsfürst glänzten weiß und rot im saftigen Wiesengrün. Von der Höhe aus, auf der ich am nächsten Morgen stand, konnte ich das Städtchen friedlich liegen sehen wie ein zierliches Schmuckstück auf grünem Samt. Dann fuhr ich in einen herrlichen Buchenwald ein, dessen Stämme wie die schlanken Pfeiler eines gotischen Domes aufstrebten. Unter dem Blätterdach dämmerte grüngoldener Schatten. In einer schmalen Schneise stand ein Fuchslein und blinzelte zu mir herüber. Seine weiße Brust leuchtete. Ein Häher fuhr kreischend auf, daß die stahlblauen Flügel Federn glänzten. Eine Tagelöhnersfrau schleppete einen kleinen Wagen, hochbepackt mit Reisig, hinter sich her. Zwei Eichelazern jagten wie zwei blißschnelle Flammen über die Straße hinweg. Dann wurde es wieder hell, und es ging aus dem Walde heraus in wogende Kornfelder hinein, durch ein Dorf, über eine Brücke. Dann wurde eine Bahn gekreuzt, auf der gerade ein Zügle aus Dombühl keuchend dahergebimmelt kam, vollgestopft mit Touristen nach Rothenburg.

Ich stand am Bahnübergang, an mein Rad gelehnt, als der Zug langsam vorbeikroch. Lustige Leute winkten mir, und ich winkte wieder. Und aus dem einen Wagen, in dem eine ganze Herde junger Mädel untergebracht schien, wurde mir ein großer, goldgelber Apfel zugeworfen.

Das glich beinahe einer modernen Allegorie: Eva in der Eisenbahn wirft dem Adam auf dem Zweirade den Apfel zu, aber beide fahren sie aneinander vorüber und lernen sich niemals kennen. Aber es ist ganz angenehm, so unversehens ein wohl-schmeckendes Geschenk zu erhalten und als Dankeschön nur ein fröhliches Juhu! schreien zu brauchen. Während ich den Apfel verzehrte, schaute ich dem Bummelbähnle nach, das wie eine Schnecke um den Berg herumkroch, an dessen Ersteigung ich mich nun ebenfalls machte.

Das war ein merkwürdiger Berg in der lachenden, fruchtreichen Landschaft des Taubertales. Er stieg wie ein rauher

Felsenwall so jäh empor, daß die Straße in Serpentinaen hinaufgeführt werden mußte. Je höher ich kam, desto öder wurde es. Felsbrocken lagen umher, so daß man glauben konnte, sich auf einem Alpenpaß zu befinden. Nur die schneebedeckten Gipfel in der Runde fehlten.

Auf der anderen Seite aber ging es fast ebenso steil wieder hinab. Doch war es nicht mehr die gartenähnliche Tauberlandschaft mit ihren Waldbeden, Obstplantagen und versteinerten Weibern, sondern nüchternes, abgezirkeltes Ackerland. Weit hin konnte man die schattenlose Landstraße überblicken. Kartoffel- und Rübenfelder, soweit man sehen konnte. Ein paar nüchterne Kirchtürme ebenso nüchterner Dörfer stachen in den blauen Himmel hinein.

Mit einem Seufzer trat ich die Fahrt über die brennende Ebene hinweg an, die sicher außerordentlich nützlich, aber auch ebenso eintönig war. So schnell als möglich suchte ich die jenseitige Hügelkette zu erreichen, die wieder mit freundlichen Wäldern grünte. Dort hinten mußte, nach der Entfernung zu schätzen, Feuchtwangen liegen und noch ein wenig weiter das altberühmte Dinkelsbühl, mein heutiges Ziel.

Fast endlos schien mir die Fahrt durch die Rübenlandschaft. Die Julisonne brannte. Alles Ueberflüssige an Kleidungsstücken hatte ich abgeworfen und fühlte auf der bloßen Brust den schwachen Luftzug, der doch ein wenig erfrischt. Im Laufe zweier heißer Sonnentage war ich braunrot gebrannt wie ein Indianer. Die Häute, die die Lenkstange umklammert hielten, erinnerten an nichts mehr als die geschonte schreibgemohnte Hand, die sonst immer so lächerlich salonfähig aussah. Ich betrachtete diese braunen, sehnigen Gebilde mit einem stolzen Vergnügen. Auf der Stirn trocknete der Schweiß zu salzigen Kristallen. Aber Müdigkeit gab es nicht. Alle Muskeln spannten sich energisch. Und was mich am meisten freute, war der Umstand, daß ich den Ledergurt schon zwei Löcher enger schnallen mußte! Die behagliche Rundung, die ich mir während des Winters zugelegt hatte, ging merklich zurück, ohne daß ich ihr nachtrauerte. So machten sich bereits allerhand wohlthätige Folgen dieser Wanderfahrt bemerkbar.

Feuchtwangen ist ein altes Ackerstädtchen mit etwas Industrie und hielt mich nicht weiter auf. Hier begann die Gegend auch für das Auge wieder wohlgefälliger zu werden. Wald, Wiesen und Kulturland wechselten wieder. Bei Schopfloch senkte sich die Straße etwas und in windschneller Fahrt flogen die letzten 10 Kilometer bis Dinkelsbühl in wenigen Minuten vorüber. Hinter Gärten und Hecken tauchte plötzlich ein hoher Turm auf, ehrwürdig dunkel, und dann sprang ich auf dem berühmten Marktplatz vom Rade, der größten architektonischen Sehenswürdigkeit dieser Gegend — neben Rothenburg.

Der erste Anblick dieses Marktplatzes hat etwas Verblüffendes. Man glaubt inmitten einer sehr echten und stilgerechten Theaterdekoration zu stehen. Und in der Tat hat Dinkelsbühl so manches Motiv für mittelalterliche Stadtscenen auf der Bühne abgegeben. Zwei mächtige Kirchen mit hohen, spitzbogigen Portalen stehen rechts und links, ein schönes, altertümliches Rathaus, das an die Bauten niederländischer Städte erinnert, und rings

herum hohe, spitzgiebelige Patrizierhäuser von reichster Architektur. In der Hauptstraße ein wundervoller, schmiedeeiserner Brunnen, dessen Wasser in der Mittagsstille plätschert.

Still und verlassen liegt das Städtchen da. An der Ecke sitzt eine dicke Obstverkäuferin unter ihrem Sonnenschirm und schläft. Ein kleiner Lausbub stibitzt ihr einen Apfel und macht sich eilig mit seinem Raube davon. Soll ich den gemüthlichen alten Polizeidiener, der gerade aus dem Rathause tritt, auf den Diebstahl aufmerksam machen? Wozu? Es ist alles so verschlafen und durchsonnt. Die Mittagshize flimmert blendend zwischen den ersten, alten Häusern und vergoldet selbst das dunkelste Gestein.

Gemächlich führe ich mein Rad durch die breite Hauptstraße, die eigentlich nur eine Fortsetzung des Marktplatzes ist und an deren Ende wieder ein wehrhafter, breiter Thurm wächst, und suche mir ein Plätzchen zu stillem Ausruhen von der langen Vormittagsfahrt durch den unbarmherzigen Sommer Sonnenbrand. ...

Nun war ich also mitten in dem romantischsten Historienwinkel Deutschlands, Rothenburgs Meistertrunk gestern, die sentimentale „Kinderzeche“ von Dinkelsbühl heute. Das war nun alles schon 300 Jahre her. Noch hundert Jahre weiter zurück — vor genau 400 Jahren — aber durchtobte diese selben friedlichen Lande der furchtbare Helotenaufstand der schwäbischen und fränkischen Bauernschaft mit seinen blutigen Schlachten und entsetzlichen Greueln einer Volksraube, wie sie schrecklicher nicht erdacht werden kann.

Im Gasthaus zu Dinkelsbühl fiel mir Zimmermanns klassische Geschichte des großen Bauernkrieges 1525 in die Hände. Ich sah in der stillen, dämmerigen Werkstatt und las von dem fanatischen Diakon Karlstadt, vom blinden Mönch, von Florian Geyer und seiner schwarzen Schar, von den Bauernhäuptlingen Meßler und Kohl, vom Bruder Berlinger (dem von Berlichingen) und vielen anderen. Wie blutige Schatten schweben der Markgraf Kasimir von Ansbach und der Feldoberst Georg Truchseß, der „Bauern-Jörg“, der kein Mitleid kannte, über den verzweifeltsten Tragödien gepinigter Sklaven, die von ihrem Messias Martin Luther verleugnet, von ihren unfreiwilligen adeligen Bundesgenossen verraten, ihre erkämpfte, kurze Freiheit mit dem Tode bezahlten.

Düster und traurig ist die Geschichte dieses reichen Landes im Jahre 1525 gewesen. Und nachdenklich hochte ich an diesem goldenen Sonnentage 1925 über dem alten Schmöker und grubelte über Schicksal und Erleben, Aufgang und Niedergang, Begeisterung und grenzenlosem Elend, das als bitterer Bodenjaß zurückblieb.

Der Gastwirt zeigte mir ein verrostetes, breites, kurzes Schwert und eine zerbeulte schwarze Sturmhaube, die aus den Bauernkriegen stammen sollten. Auf der Klinge stand die Marke des Waffenschmiedes Hans Bofinger aus Nördlingen eingegraben. Im Stadtmuseum soll noch eine zerfetzte Bundschuh-Fahne hängen. Ich war aber nicht neugierig, sie zu sehen. Ich wünschte mich nur wieder hinaus in meine grünen Wälder, zu Rudakruf und Spechtgehämmer. Darum brach ich schnell auf und ließ das alte Nest hinter mir. Von einer Waldhöhe blickte ich

noch einmal zurück auf die Türme und spitzen Giebel des kleinen Städtchens und tauchte sodann hinein in die unendlichen Wälder, in welchen sich die Grenze zwischen Bayern und Württemberg, Franken und Schwaben, dahinzieht.

Hier wurde ich wieder fröhlich, frisch und gegenwartsfroh. Ich blieb es auch, als ich plötzlich auf eine Straßenperre stieß und wohl zwei Stunden lang das Rad zwischen Erdhausen und Schotterbergen hindurchbalancieren mußte, denn die württembergische Regierung wollte hier ein übriges tun für den Verkehr und ließ die Straße nach Ellwangen neu herstellen.

Das war ein mühsames Wandern, das erst abends ein Ende nahm, als ich von Schloß Ellwangen auf die tief im Tale liegende Stadt hinabfuhr. Jenseits hoben sich die dunklen Kuppen der Schwäbischen Alb empor. In der Tiefe ratterte ein D-Zug auf der Straße Ulm-Crailsheim-Nürnberg vorüber. Der dunkle Klang einer Kirchenglocke, die zum Feierabend läutete, schwang sich herauf. Aus den Fenstern der Häuser klingelte bläulicher Rauch. Hier und da bellte ein Hund, dann brach langsam die Nacht ein.

Es zog mich auch diese Nacht nicht nach einem sicheren Quartier. Das Waldblager der vergangenen Nacht war sanft und gut gewesen. Sterne und milder Mond lockten mich wiederum, draußen zu bleiben. Und willig gab ich der Lockung nach. Noch eine Stunde fuhr ich langsam auf breiter, heller Straße zwischen Feldern und Waldbergen dahin. Steil an ging es um eine Burg herum, an deren Hügelhang die Häuser eines Dörfchens hingen. Dann überschritt die Straße einen Bach, und hier, wo kein Haus mehr zu sehen, kein Menschenlaut mehr zu hören war, schlug ich mich wieder zigeunermäßig in die Büsche und fand bald einen heimlichen Lagerplatz unter dem weit ausspannenden Dach einer alten Buche.

Auf meiner Zeltbahn ausgestreckt, verzehrte ich im festlichen Mondlicht mein herzhaftes Nachtmahl. Dann zog ich mir die warme Decke über, träumte noch etwas in den Mond hinein und vergaß dann alles, Welt und Mond und Sommer, in einem tiefen Schlummer ohne Traum, der mich sanft in den neuen Tag hinüberleitete.

Es hört sich abenteuerlich an, wenn ich von diesen Waldquartieren spreche. Mancher wird vielleicht die Ähseln zuden und geringfährig meinen, ein ordentlicher Mensch gehöre zur Nachtzeit in ein ordentliches Bett. Mag er! Ich habe diese Wanderfahrt um der Freiheit von allem Herkömmlichen willen unternommen. Und diese Waldnächte drängten sich wie etwas Dazugehöriges hinein und haben mir nicht geschadet. Es braucht mir niemand nachzutun, was ich getan habe, aber ich bin gewiß: wenn er es tut, wird er mir recht geben.

Der klare Waldbach diente mir am nächsten Morgen als geräumige Badewanne. Die Sonne ging gerade auf, als ich den Leib in das kalte Wasser tauchte. Ich schauderte vor Kälte, aber dann durchdrang eine wundervolle Blutwärme alle Glieder, wie ich sie noch nie so wohlthuend gefühlt habe. Ueber dem brennenden Hartspiritus brodelte das Kaffeewasser, während ich mich noch rasierte. Dann folgte ein festliches Frühstück und darauf packte ich meine Siebensachen wieder zusammen. Behaglich die

Morgenpfeife qualmend, machte ich mich auf die Weiterfahrt nach Ulm.

Ueber Berge und Hügel ging es, bis ich nach drei Stunden wiederum rauchende Fabrikshöfe sah, die zu der lebhaften Industriefabrik Alalen gehörten. Hier machte ich mir ein kleines Sondervergnügen, indem ich die berühmte Gelbschrankfabrik von Ostertag besuchte, um zu sehen, zu welchen technischen Raffinements die Angst um den Mammon treibt. Stahl, Asbest, Zement und wieder Stahl schüßen also das Geld mehr oder weniger gut vor Diebeshänden. Mannsbide Türen mit hundert Schlössern von unbeschreiblicher Verwickeltheit! Transportable Panzerhäuser im Gewicht von mehreren Zentnern! Manche dieser Tresors sind fast ebensoviel wert, als sie vielleicht je zu behüten haben. Es muß um den Reichtum eine große Sache sein, daß er solche Vorsichtsmahregeln verlangt! Ich zeigte dem Werkmeister, der mich führte, mein Lederbeutelchen, in dem sich meine Barschaft befand.

„Sehen Sie, das erfüllt bei mir denselben Dienst! Ich glaube, es beschützt mein Vermögen ebenso gut wie Ihre Stahlschränke.“

„Für mein Vermögen würde es auch genügen“, lachte er, und wir sahen uns verständnisvoll und kameradschaftlich an.

Weiter! weiter! — Morgen, am Sonntag, wollte ich auf dem Lichtenstein stehen und konnte mich nicht länger aufhalten. Ich trat mein Rad fleißig und ausdauernd und zog schnell durch die Gegend. In Heidenheim war großes Feuerwehrtfest und Fahnen und Girlanden schmückten die Straßen. In der Stadt quirlte die Menge, und ein Polizist gebot mir abzusteigen, damit ich niemanden in Lebensgefahr brächte. Ich ergänzte meinen Proviant. Die gepuhten Leute betrachteten mich braungebrannten Landfahrer wie ein Wunderthier. Zuverlässig aussehende Feuerwehrlente mit blanken Messinghelmen standen in eindrucksvollen Gruppen umher. Musikkapellen konzertierten und in den Wirtschaften klangen die Gläser aneinander. Das eigentliche Fest sollte zwar erst morgen sein, aber es ging schon heute hoch und rauschend her.

Weiter und weiter! Die Landstraße stieg langsam wieder bergan. Jene kahlen Hügel voraus waren die Randberge des Donautals. Ferne Dörfer glänzten in der Nachmittagssonne. Dann ging es nochmals eine geschwungene Höhe aufwärts und ich erblickte endlich den hellen Strom, wie er sich in schönen Windungen weit durch die Lande dahinzog.

Die erste Etappe meiner Wanderfahrt war hier vollendet. Vom Main zur Donau war ich nun gefahren auf dem leichten federnden Rade, das so flink und nimmermüde war. Im Westen ragte ein schlanker spitzer Turm aus einer Häusermasse, über der ein leichter Dunst lag.

Das war Ulm! Und der Turm war das Ulmer Münster! Der Wunderbau, der neben Köln und Straßburg der herrlichste seinesgleichen ist. Ich spornete mein Stahlfloß noch einmal, um die 600 Kilometer zu vollenden, die ich seit Anbeginn der Fahrt hinter mich gebracht hatte. Zwischen alten, grünbewachsenen Bastionen der ehemaligen Festungswerke ging es bergab. Dann kamen moderne Häuser, Straßenbahnen. Und der achte Tag meiner Wanderfahrt war zu Ende.

Morgen begann die zweite Etappe — von der Schwäbischen Alb bis zum Bodensee. Sie umfaßte nur etwa 180 Kilometer, die ich in drei Tagen zurücklegen wollte. Borerst aber schlief ich einmal in Ulm in einem weichen, sauberen Bette und war zufrieden mit dem bisher vollbrachten Wanderwerk.

Bummelfahrt durch den Hegau.

Wer Glück hat, kann vom Ulmer Münsterturn die Alpen sehen. Wenn er die Alpen aber nicht sehen kann, so sieht er wenigstens den „Ulmer Spatz“.

Dieser Spatz ist eine kleine Skulptur, über deren Sinn und Bedeutung mir niemand Auskunft zu geben vermochte. Der Spatz ist der Spatz und jedenfalls zum Symbol der Stadt Ulm geworden, weswegen er auch fast sämtliche Ansichtspostkarten von Ulm verzieren. Es kostetet einige Mühe, nur ein paar hübsche Ansichten des Münsters ohne den fatalen Spaten aufzutreiben, und als ich sie gefunden hatte, wollte der Bahnhofsbuchhändler einen Spaten exemplar draufdrucken. Nur schweren Herzens entschloß er sich auf meinen Protest, den Spaten für sich zu behalten.

Aber ganz beruhigt war er nicht. „Ha noi! I moin zum Münster gehöret halt der Spatz!“

Ich kletterte diesmal nicht auf den Turm, da ich nur eine kurze Rundfahrt durch die Stadt unternahm, frühmorgens zwischen 6 und 7 Uhr. Es war nur eine kleine Erinnerungspazierfahrt, aber was ich bei dieser Gelegenheit nach achtzehn Jahren wieder sah, machte mir viele Freude. Damals — 1908 — waren wir zum Faschingsmontag von München herübergerutcht und hatten ein paar vergnügte Stunde bei Bekannten verbracht. Die Freundschaft von damals war teils tot, teils in der Welt verstreut. Aber die Altstadt mit ihren hübschen, bunten Häusern begrüßte mich so blank und glatt wie ein sonntäglich gepuhtes Mädel, daß sie mir ganz vertraut erschien. Fröhliche Trupps von Sonntagswanderern zogen nach dem Bahnhof. Die nägelbeschlagenen Stiefel klapperten auf dem Pflaster. Die nahe Schwäbische Alb und die goldene Sommer Sonne lockten alles heraus, was noch beweglich auf den Beinen war.

Alsdann stand ich auch auf dem Münsterplatz und ließ den Blick an dem hymnischen Aufschwung des Gotteshauses hinaufgleiten bis an die schwindelnde Höhe der Turmspitze. Man muß es den alten Gotikern lassen, sie verstanden es, Kirchen zu bauen. Diese unzähligen Pfeiler und Spitzbögen steigen wie ein Lobgesang gen Himmel, in einem einzigen ungebrochenen Auftrieb. Alles strebt nach oben! Die ganze unübersehbare Formensfülle kennt nur den einen Schwung. „Versteinerte Musik“ nannte eine feingeistige Frau einst die Gotik und hat damit das einzige Wortbild geprägt, das diese Architektur erschöpft.

Im übrigen besteht Ulm fast nur aus dem Münster, neben dem nur noch der „Weinhof“, das „Schwörhaus“ und noch einige Profanbauten Ruf genießen. Alltags ist Ulm eine betriebame, lebhafteste Stadt wie jede andere von gleicher Größe. Und wenn auch das Sprichwort „Ulmer Geld regiert die Welt“ heute nicht

mehr Geltung besitzt, so hat seine Industrie ihm doch einen angemessenen Platz im Wirtschaftsreiche erhalten. Mehr haben ja auch die alten Ulmer nicht erstrebt.

Ich hatte mich gestern abend mit dem Gedanken herumgetragen, welchen Weg ich für die Weiterfahrt einschlagen sollte. Der kürzeste wäre das Donautal aufwärts nach Sigmaringen gewesen, ursprünglich hatte ich ihn auch im Auge gehabt. Aber eine kleine, sentimentale Erinnerung, bewog mich dann, einen Umweg einzuschlagen. Während des Krieges hatte ich mit zerschossener Lunge im Stuttgarter Lazarett gelegen. Als ich nach Monaten wieder etwas auf dem Damme war, beschloß ich die Probe aufs Exempel zu machen, fuhr ins Echaztal nach Honau und kletterte den steilen Berghang nach dem Lichtenstein hinauf.

Es war ein jämmerliches Getragel, aber es gelang. Und als ich endlich oben auf der Höhe stand, ohne daß der Blasebalg versagt hatte, befiel mich ein wahres Glücksgefühl des Dankes für meine wiedergewonnene Gesundheit, daß mir der Lichtenstein heute noch fast als die schönste Gabe Deutschlands erscheint, auch wenn ich nicht den Roman von Wilhelm Hauff gelesen hätte.

Von Ulm nach dem Lichtenstein ist es nur ein Kagensprung, aber der Weg über Blaubeuren-Münzingen führt kahl und steil auf das Hochplateau der Schwäbischen Alb hinauf. Ich hätte dafür mindestens einen ganzen Tag gebraucht, die Bahn aber brachte mich in drei Stunden dort hinauf. So konnte ich den Umweg wieder wettmachen und bei einigem Glück gleichfalls heute abend in Sigmaringen eintreffen. Also nicht lange überlegt! Ich verfrachtete mein Rad und mich auf die Reichsbahn und wurde für 60 Kilometer der Landstraße untreu, auf der ich acht Tage lang treu-redlich meine eigene Eisenbahn markiert hatte.

Der Zug war mit Ausflüglern vollgestopft. Durch schöne, tiefe Täler ging es die Alb hinauf. Hier und da guckten kleine Burgruinen von den Bergen und gaben der Landschaft etwas ritterlich Romantisches. In unserem Wagen vierter Klasse ging es derb und herzlich zu. Ein paar Wandermädeln mit roten Zipfmützen sangen zur Fußgäuge allerhand „Schelmenlieder“. In Münzingen kletterte die vollständige Kapelle eines Reichswehregiments dazu, die in Tübingen ein Konzert geben wollten, und nun war wirklich aus das letzte Winkelchen besetzt. Wäre nicht ein so frischer Wind durch die offenen Fenster hereinge-weht, so wäre es im Wagen nicht mehr auszuhalten gewesen.

Ich atmete wie erlöst auf, als ich nach drei Stunden der fürchterlichen Enge entrann. Die ungebundene Freiheit der letzten Tage, die ständige Bewegung in der frischen Luft hatte mir den Aufenthalt in dem engen Kasten fast zur Qual gemacht. So schnell entwöhnt man sich dem Zwange geschlossener Räume und Gedränge vieler Menschen, wenn man sich nur einige Zeit in der belebten Einsamkeit der Natur herumgetrieben hat. Leider aber entlud der Zug hier auf der Station Lichtenstein außer mir auch den weitaus größten Teil der Passagiere, die alle zur Burg hinaufwollten, deren zinnengeschmücktes Türmchen mit der schwarz-roten Fahne über die Wipfel hinweggrüßte. Es wimmelte nur so von Menschen, und beinahe hätte ich meine Absicht aufgegeben, ebenfalls hinaufzusteigen.

Bald aber verlief sich das Gewühl. Ich stellte mein Rad in dem kleinen Gasthof am Bahnhof ein und pilgerte zu Fuß durch den dunklen Felsentunnel den Burgberg hinauf bis zur geologischen Pyramide, wo ich nach der alten Burgruine auf der jäh abstürzenden Felsenase abschwentete.

Der Blick von Lichtenstein in das tiefe Honauer Tal hinab nach Pfullingen und Reutlingen hinüber hat etwas überwältigendes. Jäh stürzen die Felswände der Alb, von ernstlichen dunklen Lannenwäldern bedeckt, talab. Tief unten ziehen sich die schmalen Wielenkreisen an den Ufern der Echaz dahin. Wie hineingepupft liegt Honau mit seinen roten Dächern in der Tiefe. Jenseits klettert die Bahn mittels Zahnrades den steilen Hang hinauf. Goldene Sonne liegt über allem. Die entferntesten Höhen verschwimmen im flimmernden Geflirr der Mittagshitze. Und hoch, hoch über all diesem ragt das neue, zierliche Schloßchen Lichtenstein wie ein Falkennest über die Felswand.

Was wir als Schloß Lichtenstein von den vielfachen Abbildungen her kennen, ist ein Jagdhaus neueren Datums. Von der alten Burg, die Hauff so romantisch beschreibt, sind nur noch einige Grundmauern übrig. Das Felsenkastell ist auf einer unglaublich kleinen Grundfläche erbaut gewesen und war vom „Festlande“ durch einen tiefen, natürlichen Graben getrennt. Es stand buchstäblich auf der Spitze einer vereinzelt Felsnadel, und ich glaube gern, daß es seinerzeit uneinnehmbar gewesen ist.

Die verräucherten Tropfsteinhöhlen der Umgebung schenkte ich mir diesmal und stieg langsam wieder zur Station hinab. Eine halbe Stunde weiteren Abstiegs in den Lallsturz aber konnte ich mir nicht versagen, um den Anblick des Schloßchens auch von der Tiefe her zu genießen. Aber es wurde leider nicht viel aus dem stillen Schauen, denn ununterbrochen knatterten die Autos und Motorräder den Berg hinauf und störten die schöne Ruhe der Berge. Man sollte alle diese herrlichen Erdwinkel niemals Sonntags aufsuchen, wenn die Menschheit in Massen auf die Natur losgelassen ist. Alle heimliche Romantik stirbt vor dem Lärm der modernen Verkehrstechnik, die ihren Zweck anscheinend nur mit möglichst lautem Spektakel erfüllen kann. Da lobe ich mir immer wieder mein bescheidenes Zweirad, das so lautlos dahinrollt und keinerlei üblen Dünste hinterläßt. . . .

Trotz der brütenden Sonnenhitze vollbrachte ich an diesem Nachmittag noch eine Leistung, die ich selbst nicht für möglich gehalten hatte. Es war gegen 2 Uhr, als ich von Engstingen aus die Fahrt in die Hohenzollernschen Lande antrat. Bis Sigmaringen waren es über 60 Kilometer Weges und ich hoffte kaum noch, das Städtchen vor Dunkelwerden zu erreichen.

Anfangs war die Fahrt wohl auch recht mühsam. Die Straße führte über eine kahle Hochfläche, auf welche die Julisonne unbarmherzig niederbrannte. Dazu gab es ein paar lange und kräftige Steigungen, die zum Führen des Rades zwangen. Nach 10 Kilometern aber senkte sich die Straße wieder in ein schmales, schattiges Waldtal hinab, so daß ich kaum noch zu treten brauchte. Zur Seite eines munteren Flüsschens flog ich mühelos im kühlen Schatten dahin. Immer wieder kreuzte die gewundene Straße auf hölzernen Brücken das Wasser. Hoch oben himmelte das

Hohenzollernsche Bähle entlang. Hier und da lugten von der Höhe kleine, weiße, burgähnliche Schlösser herab. Stattliche Weiler, ganz vergraben in Grün, wurden passiert. Auf einem Hügel mitten im Tale lagen die Gebäude eines ehemaligen Klosters, das jetzt als Pflegeanstalt für Schwachsinnige dient. Und kaum waren zwei Stunden seit meiner Abfahrt von Lichtenstein vergangen, als ich bereits in den Marktflecken Gammertingen einrollte, der — wie ich aus der Karte ersah — ungefahr in der Mitte des Weges nach Sigmaringen lag.

Hier befand ich mich zur Abwechslung wieder einmal zwischen Schwarzweissen, preussischen Grenzpfählen. Aber von preussischer Kuchternheit war hier nichts zu merken. Lachendes Sommerland, soweit man sah, freundliche Menschen, die sich gern auf einen kleinen Schwaz einließen. Babende Kinder im Flüsschen! Dieser Loderung des kühlen Wassers widerstand auch ich nicht. In einem stillen Waldkessel stellte ich mein Rad ab, suchte die Badehose hervor und plätscherte nach wenigen Minuten gleichfalls in den Wellen herum. Das war ein köstlicher Sonntagsgenuss! Ich riskierte sogar eine große Hemdenwäsche und legte mich solange ins Gras, bis das Zeug wieder trocken war. — — —

Kurz vor Sigmaringen schiebt sich ein schmaler Hügelzug wie ein Kiesel vor das Tal, so daß die Straße in scharfem Bogen ausweichen muß. Von der Höhe droht eine finstere Befestigung mit Mauern und Türmen herab. Von hier aus haben wohl einst die Hohenzollernschen Landesherren unerwünschten Zuzug aus dem Norden ferngehalten, denn die Geschichte sieht heute noch recht gefährlich und trozig aus. Ich hätte wohl gern gewußt, ob es auch hier einmal blutige Kämpfe gegeben hat, aber niemand vermochte darüber Bescheid zu geben.

Jenseits des Kiegels breitet sich wieder eine lachende Aue, auf der das reisende Korn in goldenen Wellen wogte. Schnurgerade führte die Straße auf einen anderen waldigen Bergzug los, der auf einer kräftigen Steigung überwunden werden mußte. Dann tauchten rechts und links hübsche Villen in gepflegten Gärten auf und plötzlich lag das ehemalige Residenzstädtchen im Abendfrieden vor mir ausgebreitet.

Wie schukhuchende Küchlein um die wachsame Henne, drängen sich die Häuser von Sigmaringen um das prächtige Schloß, das sich wachsig, aber etwas unverschämt, wie eine kolossale Wachtburg, inmitten der Stadt erhebt. Hier sitzen heute die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen als einfache, wenn auch immer noch einflußreiche Privatleute.

Die Stadt selbst bietet das typische Bild einer kleinen Residenz. Stille, saubere Straßen, mit wohnlichen, kleinen Häusern, ernsthaft dreinschauende Amtsgebäude. Gemessen und würdig einherwandernde Bürger, ein martialischer Schutzmann mit Fiedelhaube auf dem Marktplatz. Alles atmet Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Zahm und ehrbar fließt die junge Donau mitten durch diese manierliche Stadt, die ihre Plätze mit einigen mannhaften Sandbildern ehemaliger Landesfürsten geschmückt hat. Und dann gibt es da eine Straße, von der man denken könnte, daß sie in Potsdam läge. Alles in allem habe ich das Gefühl, daß die Stadt sehr nett ist, aber auch sehr langweilig sein muß.

Mich erfaßte schließlich ein leises Unbehagen vor soviel ehrenfester Ansehlichkeit, so daß ich mich im Abendsehn still und bescheiden wieder aus der Stadt herausmachte. Jemand hatte mir gesagt, daß der Weg nach Krauchenwies, der fürstlichen Jagddomäne, durch herrlichen alten Buchenwald führte, und daß dort ein gutes Unterkommen zu finden wäre. So machte ich mich noch auf den Weg dorthin, obwohl es vom Schloßturme bereits acht Uhr schlug. Und in dem mächtigen Laubwalde, auf einer weiten, dämmernden Wiese belauschte ich an diesem Abend noch ein Volk Rehe bei friedlicher Aesung. Sie standen furchtlos und ungebedt und sicherten nur ab zu nach mir herüber, ohne sich fürren zu lassen.

Langsam fuhr ich vorüber, überquerte einen weiten Wiesengrund und traf bei webendem Mondsehn in Krauchenwies ein, wo ich wieder etmal einen Abend mit Bauern und Jägern verschwatzte, die sich energisch dagegen wehrten, als Preußen angesprochen zu werden. Warum, weiß Gott! Sie bezeichneten sich als „Schwaben“ und wollten von anderer Landsmannschaft nichts wissen. Es gab eine richtige kleine Härelei zwischen ihnen, weil die einen gern Württemberger werden, die anderen aber aufrechte Hohenzollern bleiben wollten. Mein Sachsentum wurde mir verziehen, was mir sehr wohlthat. Ich bin nämlich gar kein Sachse und habe deswegen immer Furcht, für einen solchen gehalten zu werden, sintemal Hans Reimann so sehr über die Sachsen schimpft.

Ich näherte mich jetzt allmählich dem Hegau, — jener Landschaft, die Frau Hadwiga beherrschte, als sie bei dem Mönch Ekkehard von St. Gallen lateinische Nachhilfestunden nahm. Das Land gleicht einem Garten. Die Dörfer sind von Obstplantagen umgeben. Hier und da bemerkt man an den Südhängen der sanften Hügel kleine Weinpflanzungen. Alles ist freundlich und gepflegt. Die Ortschaften sind sauber, und bunte Häuser geben ihnen etwas Lustiges.

Als ich kurz vor Meßkirch eine Höhe erklimmen hatte und einen Augenblick, auf das Rad gelehnt, rastete, sah ich ferne am Horizont eine schattige, schwarzgeackte Wolkenwand aufsteigen. Doch als ich die Augen gegen die Sonne abblendete und genauer hinübersah, merkte ich die Täuschung. Was dort dunkel am Himmel aufstieg, waren keine Wolken, sondern die Umrisse der fernen Appenzeller und Graubündener Alpen. Fast noch 100 Kilometer entfernt grüßten sie mir jetzt schon entgegen. Allmählich unterschied ich auch die schimmernden Schneediademe ihrer höchsten Häupter, deren Glimmern mit dem der Sonne zusammenschloß.

Es ist immer das gleiche beim ersten Anblick des Hochgebirges, mag man es noch so oft gesehen haben. Stumme Ergriffenheit bemächtigt sich des Beschauers. Da war ich nun tagelang über Land gefahren, immer weiter südwärts strebend. Und nun ich die Felsenberge in der Ferne vor mir liegen sah, wußte ich auf einmal, was mich unbewußt wieder hier herunter getrieben hatte. Nichts anderes war es als die Sehnsucht nach meinen geliebten Bergen! Nur zwei Jahre lang hatte ich sie nicht gesehen, aber es hatte mir keine Ruhe gelassen. Als ich den

Plan zu dieser Wanderfahrt auf dem Rade entwarf, gingen meine Gedanken unwillkürlich wieder nach Süden, und es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß ich doch ebensogut auch die Seeküste hätte abstreifen können.

Für eine Radfahrt wäre es auch sicher bequemer gewesen, stets auf ebenen Straßen dahinzurollen, statt hier im Hügellande ständig bergauf und bergab zu wechseln. Es ist nicht immer angenehm, auf manchen Strecken alle Augenblicke vom Rade zu steigen und die Maschine eine Steigung hinaufschieben zu müssen. Zwar hat die saulende Talfahrt ihre präkelnden Reize, aber sie werden durch den Ausblick auf die nächste Höhe stets wieder etwas herabgemindert. Ich habe manchmal redlich etwas zusammengeschwitzt bei solchen Abwechselungen. Aber der Gedanke an das Ziel ließ mich die Sache mit Humor nehmen. Jede Höhe gewährt neuen Ausblick, und ich war, wenn ich mit meinem Rade einen Abhang hinaufpustete, stets neugierig, was dahinterliegen mochte. Manchmal lohnte sich die Mühe, manchmal nicht. Hier unten lohnte sie sich meistens.

Nun hatte ich also wieder einmal vor Augen, was ich unbewußt ersehnt hatte, und der Anblick des Hochgebirges war der Lohn für manche Anstrengung, die ich in diesen Tagen überwunden hatte. Ich hatte mich im Grase gelagert und schaute so lange hinüber, bis die steigende Tageswärme einen flirrenden Schleier vor das Bild zog, daß schließlich nichts mehr von der Herrlichkeit zu sehen war. Da stieg ich wieder in den Sattel, denn nun galt es, der Vision so schnell als möglich nahezu kommen. Die Schweiz war mir allerdings verschlossen, aber drüben in Oberbayern wollte ich so tief in die Bergwelt eindringen, als es mir zu Rade möglich war. Da hatte ich wieder ein Ziel vor mir, das mich weiterzog und dem ich folgte.

In Meßkirch, der hübschen badischen Bezirksstadt, — Baden, das war die vierte Landesgrenze, die ich überschritt! — lernte ich einen außerordentlichen Gastwirt kennen, der mir vom — Biertrinken abriet und mir dafür einen Schoppen Wein empfahl. Ich erzähle die merkwürdige kleine Episode in einem der letzten Kapitel dieses Buches, das von allerhand Gasthäusern und ihren Gästen handelt. Ich hatte bisher nur Schankwirte getroffen, die dringend vor dem Zuvieltrinken warnten, auch solche, denen das Zuvieltrinken durchaus nicht recht war. Aber noch nie hatte mir einer geraten, es an einem einzigen Glase Bier genug sein zu lassen, obwohl es das beste Glas des Tages war.

Da war ich also wirklich im Hegau! Von Stockach aus sah ich zum ersten Male die beiden wuchtigen Bergklöße des Hohenentwiel und des Hohenkrähen aufragen. Weit dahinter in der Ferne blaute der Schwarzwald und jenseits zogen sich die ruhigen Berge des Schweizer Vorlandes dahin und verrieten den Lauf des Rheins nach Westen. Was aber blinkte und bligte dort zur Linken durch die Wälder? Ein großes Wasser breitete sich dort aus, — der Ueberlinger See, der nordwestliche Zipfel des Schwäbischen Meeres, des Bodensees!

Als ich diese weite Landschaft mit den Blicken umfaßte, mußte ich unwillkürlich zurückerdenken an eine andere, da ich als

blutjunger Burſche einen albernen Eigensinn mit einer wochenlangen Zigeunerwanderung von Südfrankreich durch Oberitalien und die Schweiz nach Hauſe bezahlen mußte.

Damals kam ich müde und hungrig zum erſten Male ins Hegau und tippelte über dieſe ſelben Landſtraßen, ohne einen Pfennig Geld in der Taſche, mit durchgelaufenen Sohlen, ſo richtig einem verlorenen Sohne gleichend, der aus der Fremde zurückkehrt. Uebrigens lag mein geſchlachtetes Kalb damals bereits wartend auf dem Poſtamt zu Konſtanz in Geſtalt einer hübschen runden Poſtanweiſung, die der böſen Miſere ein Ende machte. Von dieſer Zeit her, weniger von Scheffels „Effehard“ rührt meine Vorliebe für das Hegau. Die einzelnen Landſchaftsbilder dieſer geſegneten Gegend haben ſich damals ſo ſcharf in mein Gedächtnis geprägt, daß mir ſtets, wenn ich ſpäter wieder hier herabtam, jede Veränderung auffiel. So war es heuer glücklich das vierte Mal, daß es mich hierher verſchlug, und ich kann mich rühmen, den Hegau auch auf vier verſchiedenen Arten durchquert zu haben: zu Fuß, mit der Eiſenbahn, im Auto und auf dem Zweirade.

Ich mußte lachen, als ich wieder daran dachte. Luſtig ſchlug ich meinem Rade auf den Ledersattel, ſchrie aus guter Lunge ein Juhu!, nahm mir alſobald den Hohentwiel aufs Korn und gondelte los, Richtung Singen, denn dort war gerade eine Feſtſpielwoche im Gange, und was ſich auf Reiſen bietet, ſoll man mitnehmen.

Ich muß geſtehen, daß die Grenzſtadt Singen mich von jeher etwas kühl gelassen hat. Sie iſt zu neu und hat zuviele Fabriken, die die Gegend reichlich verqualmen. Einzig beim erſten Male — 1910 — als ich mit leerem Magen vorüberlippelte, hat ſie mich etwas intereſſiert. Es war gerade die berühmte Kometennacht, der manche Leute die Schuld am Weltkrieg beimeſſen. Die Einwohner ſtanden in hellen Haufen, mit ihren längſten Augen bewaffnet, auf den Straßen, um ein Zipfelchen des Kometenſchweifes zu erwiſchen.

Das ſoll eine geſegnete Nacht für Spitzbuben geweſen ſein, denn ich las zwei Tage ſpäter in der Zeitung, daß juſt in dieſer Nacht eine Bankfiliale in Singen ausgeräumt worden wäre, wobei etwa 50 000 Mark in fremde Taſchen wanderten. Als ich dieſes las, fielen mir die vier Schükleute ein, die ich auf dem Singener Marktplatz geſehen hatte, wie ſie durch Ferngläſer den verdächtigen Kometen überwachten. Da konnten ſie natürlich nicht bemerken, wie in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft ein Geldſchrank ausgeplündert wurde.

So liegt das Lächerliche dicht neben dem Erhabenen! Rechnete ich noch meinen eigenen knurrenden Magen dazu, ſo war die Groteſte fertig.

Ich kam hier im Hegau überhaupt nicht aus dem behaglichen Lachen heraus. Als ich mir in Radolſzell ein Pfund Tomaten kaufte, fragte die Krämersfrau zutraulich, ob ich Appetit auf billigen, echten Emmentaler hätte. Sie hätte juſt eine Sendung erhalten, — aber eſt e n! keinen nachgemachten, — und wirklich ganz beſonders billig wegen der Zollerſparnis! In der Tat koſtete das Pfund, das ich ohne Gewiſſensbiſſe erſtand, nur fünfzehn

Groschen, und ich habe drei Tage lang, morgens und abends nur Käſe zum Brot geſeſſen. — Eine Viertelſtunde ſpäter bot mir auch der Kaufmann echten, billigen Emmentaler Käſe an, und als ich mir beim Zigarrenhändler ein Päckchen Tabak kaufte, erkundigte ſich dieſer vorſichtig, ob ich nicht Intereſſe für ein ganzes Stück von zwanzig Pfund hätte; ich könnte ihn ja per Poſt nach Hauſe ſchicken, der Käſe hielt ſich. Es muß da eine ganze Waggonladung echten, billigen Emmentaler Käſes unbemerkt über die Grenze geruſcht ſein. —

Es war überhaupt eine unverantwortliche Bummelrei, die ich mir im luſtigen Hegau leiſtete! Von Singen nach Konſtanz ſind es nur 38 Kilometer, aber ich brauchte, um ſie zurückzulegen, anderthalb Tage und zwei Nächte. Es war ein glückſeliges Bummeln, dem ich mich in dieſem deutſchen Paradiesgarten ergab. Den Abend in Singen ſchlug ich auf dem Hohentwiel tot, wo Karlsruher Schauſpieler ein Volkſtück von Friß Rienhard verzapften. Den Titel habe ich vergeſſen, aber es war hernach eine wunderſchöne Vollmondnacht, die ich in fröhlicher Geſellſchaft bei ſüßigem Meersburger verhoſte, daß ich nur noch mit Mühe und Not zum Gaſthauſe hinangelangte. Und am nächſten Morgen geriet ich mit meinem Stahlroß in Konflikt, purzelte herunter und wäre beinahe von einem wildgewordenen Automobil überfahren worden.

Das Luſtigſte trug ſich aber nachmittags am Unterſee zu, als ich dort ein Bad zu nehmen gedachte. Ich ſtrich langſam unter der brennenden Sonne die Chausſee und äugte ſehnjüchtig nach dem See hinüber. . . . Doch zwiſchen Straße und Seeufer zog ſich inmitten breiter Wiefen der hohe Eiſenbahndamm dahin, auf dem eine lange Kolonne Streckenarbeiter tätig war. Da konnte man es nicht gut wagen, den Bahndamm einfach zu überſteigen. Weiterhin aber rüdte die Straße vom See ab, auch lag dort eine Ortschaft neben der andern. Dort ließ es ſich nicht gemüthlich plantiſchen.

Da zweigte auf einmal ein ſchmaler Wiefenſteig von der Straße ab, der direkt zu einer kleinen Unterführung hinlief, aus der eben ein paar Leute mit Badetüchern hervorkamen. Ohne Zögern ſchlug ich den Pfad ein, ſchlüpfte durch den engen Tunnel und ſtand vor einer dichten Weidenhecke, die wie eine ſpaniſche Wand das Ufer abſperrte. Dahinter aber, in den hellgrünen Wellen tummelte ſich eine ganze Badekolonie, und eine Herde junger Mädchen, in ihren hübschen ſchwarzen Schwimmitritots ſehr erfreulich anzusehen, lag faul in der Sonne herum.

Ich drückte mich ſtill und ſittſam vorüber, ſuchte mir einen verſteckten Winkel unter den Weiden und baute ab. Das Rad wurde ins Gebüſch geſchoben, der Rucksack abgeworfen und das Bad konnte losgehen.

Aber zum Henker, wo war meine Badehoſe geblieben?

Ich ſchüttelte den ganzen Schmerfer aus. Nichts! Die Badehoſe war und blieb verſchwunden. Ich mußte ſie neulich vor Sigmaringen vergeſſen haben, als ich ſie dort zum Trocknen aufgehängt hatte.

Das war peinlich! Troſtlos ſetzte ich mich nieder und ſah neidiſch dem luſtigen Volk zu, das ſich im Waſſer tummelte. Wäre

ich allein gewesen, so hätte mich das Fehlen der Badehose nicht weiter geniert, aber so —! Ich packte trübselig meinen Kram wieder ein. Da fiel mir das derbe Reserverhandtuch in die Hände, das ich neulich erst ausgewaschen hatte, und dabei kam mir ein Gedanke. Wie, wenn ich mir dieses Handtuch dekorativ um die Lenden widelte? Oder noch besser, wenn ich mir selbst eine Badehose daraus zurechtschneiderte?

Mit Feuereifer machte ich mich ans Werk. Mit der Schere schnitt ich mir etwas zurecht, was der Urform eines Badehose ähnlich sah und wollte gerade die Geschichte an den Schmalseiten zusammennähen — Nadel und Zwirn hat man ja auf der Wanderfahrt bei sich — als ich bemerkte, daß mein absonderlich unmännliches Treiben aufgefallen war. Ein älterer Herr und zwei junge Damen sahen mir aufmerksam zu und freuten sich über meine umständlichen Schneiderkünste.

„Sie, das ist ganz praktisch!“ sagte der alte Herr gemächlich. „Aber mit der Näherlei hapert's wohl?“

„Im ja“, brummte ich. „Was hilft's aber! Ich habe meine Badehose verloren, will aber auch ins Wasser!“

„Was krieget i, wenn i's zusammennäh?“ fragte ein niedlicher Badfisch kichernd.

„Ein Stück Schokolade oder eine Tomate,“ schlug ich vor. „Oder wollen Sie gern eine Zigarette?“

„Ha noi, da ischt mer die Schokolade lieber!“

Also was soll ich sagen! Gleich darauf hockte ich im Kreise der lieben Leute, die Kleine nadelte an meiner improvisierten Badehose herum und knabberte meine Schokolade, und ich mußte erzählen, wo ich herkam und wo ich hinwollte. Und eine halbe Stunde später hatte ich eine wundervolle, weiße Badehose an und schwamm mit der ganzen Familie draußen im See herum, dessen Wasser so grün und klar waren, daß man die Steine auf dem Grunde sah. —

Schade, daß der alte Herr seine Lämmer schon so bald zum Aufbruch mahnte. Ich für meine Person konnte mich garnicht von dem Wasser trennen, auf dem es sich so warm und wohlighiegt.

Erst als die Sonne im Westen untertauchte, zog ich mir wieder die Kleider über. Und da der Strand inzwischen leer geworden war, machte ich mir das Nachtmahl zurecht, baute mir dann aus trockenem Schilf eine weiche Lagerstätte und sah behaglich ausgestreckt dem Monde zu, der sich langsam über den schimmernden Wassern erhob.

Ich gedachte, hier wieder einmal Zigeunerlager zu halten. Es war still und warm, geheimnisvoll vom Monde versilbert, daß es mir nicht möglich war, mich loszureißen und auf die Suche nach einem überdachten Nachtquartier zu machen.

Das kleine Abenteuer, das mir in dieser Nacht am Untersee noch begegnete, erzähle ich an einer anderen Stelle. Es war romantisch und lächerlich zugleich und kann einem nur auf der freien Wanderfährte passieren. Hier nur soviel darüber, daß die Mondnacht trotzdem herrlich war, obwohl ich in ihr nicht recht zum Schlafen kam.

Etliche Kilometer weiter liegt am Hochufer des Sees ein einsamer mächtiger Renaissancebau, — Schloß Hegne. Ihm gegenüber steht ein anderes Gebäude, in dem sich eine geistliche Erziehungsanstalt befindet. Vor fünfzehn Jahren habe ich hier, als ich vorüberwanderte, frühmorgens von einem freundlichen Kaplan eine Tasse heißen Kaffee und einen Berg Butterbrote bekommen — um der Barmherzigkeit willen.

Vor zwei Jahren, als wir von Zürich her im Auto vorüberkamen, habe ich den menschenfreundlichen Priester wieder aufgesucht und es erreicht, daß er sich meiner trotz der langen Zeit dunkel erinnerte. In diesem Jahre, 1925, hielt ich wiederum vor der Haustüre an und fragte nach meinem alten Freunde. Da sagte mir der Pförtner, daß der alte Pfarrer vor einigen Monaten gestorben wäre, aber sein Grab läge drüben auf dem Friedhofe, neben der Kapelle, wenn ich es besuchen wollte.

Da stand ich denn auch einmal hier im Hegau an einem Totenhügel, der einen Menschen barg, von dem ich einstmal Gutes empfangen hatte. Ich ließ mich auf der kleinen Holzbank neben dem Grabe nieder und sah lange auf den See hinaus und auf die alte Klosterkirche von Reichenau, in deren langen Fensterreihen die Sonne blühte. Ich dachte an den stillen Mann hier in der Erde und an die laute Welt dort draußen, von der er schon damals nicht viel wissen wollte. Ich glaube nicht, daß ich diesen Menschen je vergessen werde, obwohl ich ihn in meinem Leben nur zweimal und jedesmal eine kurze Stunde gesehen hatte.

Es schadet nichts, wenn man inmitten etwas gedankenloser Lebenslust hier und da einen kleinen Dämpfer bekommt. Ich will nicht gerade von Schmerz oder Trauer reden, die mich diesmal in Hegne besiel, aber ich war in recht nachdenklicher Stimmung, als ich weiterfuhr. Ich war wieder einmal auf das Ende aller Dinge gestossen worden, und es fiel mir ein, daß der Tod nicht immer eine Angelegenheit bleibt, die immer nur die andern angeht. Heute stirbt jemand. Wer weiß, wer morgen an der Reihe ist? Ich sah mit nicht weniger hellen Augen um mich wie früher, aber es schien, als ob hinter allem bereits das endliche Vergehen lauerte, — hinter der breitästigen Linde, hinter dem goldreifen Kornfelde, hinter dem Weingarten, dessen Heben noch grün und fest waren, hinter den schlanken Mädeln, die mit den Milchkannen über die Straßen der Dörfer klapperten.

Aber dort stand schon wieder etwas wahrhaft Unsterbliches! Ein Grenzpolizist!

Er mußte schlecht geschlafen haben, denn er sah mich mit fürchterlichen Augen an, als ich ihn mit einem höflichen Klingelzeichen erluchte, aus dem Wege zu gehen. Und plötzlich — sieh mal an! — hob er die Hand, was soviel heißen sollte als: Bitte abzusteigen!

Es ist auf einer Wanderfahrt nicht ratsam, im Bösen mit der Polizei anzubinden, wenn man nicht gerade ihren Schutz in Anspruch nehmen will. Ich folgte also seiner Einladung, nahm eine demütige Miene an und sagte „Guten Morgen!“

Und jetzt kam es. — „Ihre Legitimation, bitte!“
Dazu war er berechtigt. Wir befanden uns im Grenzbezirk. Aber die Grundlosigkeit seines Vorgehens ärgerte mich, so daß

ich als glücklicher Besitzer eines guten Gewissens nicht umhin konnte, ihn gleichfalls etwas zu ärgern.

„Sie meinen wahrscheinlich mit dem Worte Legitimation einen Ausweis über meine Person, Herr Wachtmeister,“ sagte ich sanft. „Den will ich Ihnen gern zeigen. . . . Aber ich bin Mitglied des Reichsbundes zur Bekämpfung des Fremdwörterunwesens in der deutschen Sprache und gerate deswegen immer in schmerzliches Erstaunen, wenn ein deutscher Beamter — —“

Seine Miene wurde verhaftungs- und arrettdrohend. „Sie, wollen Sie sich etwa über mich mokieren?“

„Reineswegs. Aber bitte, was ist mokieren wieder für ein Wort? Französisch! Pfui! Ein deutscher Beamter, der — —“

„Ach was! Geben Sie schon Ihren Paß her!“ knurrte er und begann sich in das braune Heftchen zu vertiefen. Zu seinem Bedauern schien er nichts zu finden, was zu Beanstandungen Anlaß gab. Aber auf einmal sagte er: „Sie, der Paß ist ja ungültig! Der ist am ersten Juli abgelaufen gewesen.“

„Leider,“ seufzte ich. „Aber ich bin wirklich noch derselbe, wie vor dem ersten Juli. Dennoch habe ich ihn verlängern lassen, wie Sie sich auf der nächsten Seite überzeugen können. Die Geschichte hat mich einen Taler gekostet.“

Er überzeugte sich und dachte nach, ob nicht doch noch etwas zu finden wäre, um seiner Laune Abfluß zu verschaffen. — „Was tun Sie hier?“

„Radfahren!“

„Sind Sie im Besitz von Geldmitteln?“

„Ja. Aber verborgen kann ich nichts!“

Da gab er es endlich auf, lachte und meinte kopfschüttelnd: „Na, wissen Sie, Sie sind aber einer! Also fahren Sie in Gottes Namen weiter!“

„Na also,“ lachte ich ebenfalls, „dann sind wir wieder einig. Und nun darf ich Ihnen wohl eine Zigarre anbieten!“

Er sah sich flink um, ob niemand uns beobachtete, dann nahm er schnunzelnd den Stimmstengel und schob grüßend ab. Seine gute Laune für den heutigen Tag war wieder hergestellt.

Das war mein Rekontre mit der Polizei in Baden und es lief gemächlich aus, wie man gesehen hat. Einem preußischen Polizisten hätte ich das allerdings kaum bieten dürfen, ohne mit zur Wache genommen und aufs strengste verhört zu werden. Möglicherweise hätte es auch noch eine Anklage wegen Amtsverhöhnung gesetzt. Aber der Badener nahm es nicht so genau und wünschte mir schließlich noch Glück auf den Weg. . . .

Ein halbe Stündchen später fuhr ich in *Konstanz* ein und hatte über dem Schuzmann von Martendorf beinahe den Pfarrer von Hegne vergessen und war wieder das lustige Weltkind geworden, als die endlose Fläche des Bodensees vor mir aufblinkte. — —

Glocken im Allgäu.

Wenn ich an mehrmalige Wanderungen im Allgäu zurückdenke, so höre ich stets ein leises, fernes Glockenläuten, das von jener Erinnerung untrennbar ist.

Glocken von Kirchtürmen herab durch die Täler klingend, Ruhglocken auf den Almen, bis hoch hinauf in die Berghänge, wo der graue Fels beginnt. Die Fahrt von Lindau nach Kempten ist etwa 90 Kilometer lang, aber das Glockenläuten auf dieser Strecke nimmt kein Ende. Es schwingt wie ein harmonischer Grunddafford über der Berglandschaft, durch die sich die große Straße hinzieht.

Auch diese zwei Tage, die ich auf meiner Wanderfahrt im Allgäu, langsam zwischen den Bergen dahintollend, zubrachte, waren von diesem fast ununterbrochenen Geläute begleitet. Das Nachtquartier, das ich im Gasthause des Dorfes *Mesach* bezog, lag dicht an einer weiten Alm, auf der gegen hundert Rinder weideten. Als ich abends einschlief, klangen noch vereinzelt Ruhglocken. Als ich am nächsten Morgen wieder erwachte, begrüßte mich die Frühglocke der nahen Kirche, die das Klappern und Bimmeln auf der Wiese aber nicht übertönte.

Als ich dann weiterfuhr, zogen endlose Ruhherden die Straße entlang zu neuen Weidegründen, und es bimmelte und klapperte, daß man kaum die Rufe der Hirten hörte. Ganze Kompagnien schöner, lichtbrauner Ziegen trappelten aus den Dörfern heraus ins Grüne, und auch sie klingelten mit munteren Glöckchen, die sie am Halse trugen. Es war ein fortwährendes Klingen und Schwingen in der Luft. Selbst mitten im Walde erklangen plötzlich die Glocken, ohne daß man die weidenden Tiere sah. Oder der Schall wehte leise und zart von hochliegenden Almen herab, verklang, wenn der Wind ihn verwehte, schwoll wieder an, wenn der Luftzug schwächer wurde.

Dann läuteten wieder Kirchenglocken, dreistimmig abgetönt, morgens, mittags und abends in den belebten, reinen und klaren Frieden der Berge hinein. Als ich am Wiesentrand mein bescheidenes Mahl bereitete, schwang sich der Hall zu mir herüber. Und als der Himmel sich bezog, Regen rauschte und weiße Nebel sich herabsenkten, — auch da klang es aus den undurchsichtigen Wolken heraus, seltsam blecherne Glockentöne, die mir die unsichtbare Nähe von Tier und Mensch ankündigten.

Das war das Allgäu, das Land, das in der Tat von Milch und Sahne überfließt. Und in welchem ich hinwiederum um einen Trunk Milch betteln mußte, als mir danach die Luft stand!

Die Gehöfte stehen meist weit von der Straße. Doch überall sind kleine Gerüste errichtet, in denen unter hölzernen Schuttdächern große Milchkannen stehen. Dann kamen große Lastautos gefahren, die den bäuerlichen Molkereigenossenschaften und Käsereien gehören, laden die vollen Milchkannen auf, stellen andere dann wieder dafür hin und rasseln weiter. Aber kein Mensch ist da, der die gefüllten Kannen bewacht. Keinem Menschen fällt es anscheinend ein, Milch zu stehlen. Oder zu trinken. Alles geht an die großen Sennereien. Und an mehreren großen Gehöften, in denen ich um einen Schlud Milch ansprach, wurde ich mit meinem Gelde abgewiesen. „Willi gilt's koane! Mir hoan selm niz übr!“

Und dabei hatte ich es mir in *Konstanz* so schön vorgestellt, was für Milchorgien ich im Allgäu feiern würde. Ich